Der Kunstreiter.

Der Kunstreiter.

Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.

1.

Auf der Hauptpromenade der Residenzstadt *** herrschte heute, bei dem außerordentlich freundlichen und warmen Wetter, reges Leben. Dieser Platz lag am Entferntesten von dem Meßtreiben, das gerade jetzt die übrige Stadt erfüllte, und zahlreiche Equipagen fuhren auf und ab, während das schattige Laub der Park-Anlagen selbst eine Menge Fußgänger angelockt hatte.

Da kam plötzlich eine ganz ungewohnte Bewegung in die vor wenigen Minuten noch so ruhig Promenirenden. Ein großer Volkshaufe wälzte sich von oben die breite Hauptstraße herab, und die Equipagen drehten um und fuhren aus dem Wege, während die meisten der Fußgänger dem Schwarme ebenfalls auszuweichen suchten.

Zwei junge Damen, von einem Cuirassier-Officier begleitet, blieben unschlüssig stehen und sahen den Weg hinauf.

„Wenn wir zurückgehen," sagte die Aeltere von ihnen, „so verfehlen wir jedenfalls Papa, der gerade in dieser Stunde aus dem Ministerium kommt und wir haben versprochen, ihm bis hieher entgegenzugehen. Was kann das nur sein?"

„Jedenfalls irgend ein Meßzug," erwiederte der Officier; „wenn wir einen Augenblick in der Veranda jenes Kafee's Schutz suchen, wird sich die Menge vorüberwälzen und verlaufen."

Unter der mit allen möglichen Blumen und Pflanzen der Tropenwelt geschmückten Veranda fand sich so nach und nach in gleicher Absicht eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen ein, und wie sich dort eine Menge Bekannte trafen, sammelten sich plaudernd und lachend kleine Gruppen.

Unter einem in vollen Blüthen prangenden Granatbaume hatte sich die junge, reizende Comtesse Melanie, die Tochter des Kriegs-Ministers von Ralphen, mit ihrer jüngern Schwester auf ein paar leichten Rohr-Fauteuils niedergelassen. Der Menschenschwarm stockte oben in der Straße, und es dauerte eine Zeit lang, bis er sich wieder in Bewegung setzte.

Die junge Comtesse hielt einen Becher mit Erdbeer-Gefrorenem in den zarten Fingern, nur

langsam dann und wann daran kostend, und neben ihr, beide Hände auf den zwischen seinen Knieen stehenden Pallasch gestützt, saß Graf Wolf von Geyerstein, Rittmeister eines Cuirassier-Regiments in ***'schen Diensten.

Graf Geyerstein stammte aus einer alten norddeutschen Familie und war ein deutscher Edelmann im schönsten Sinne des Wortes. Von ernstem — für seine Jahre vielleicht zu ernstem — Wesen, mischte er sich dabei selten oder nie in die leichtfertigen Vergnügungen der Cameraden, und wenn ihn auch Manche für stolz und kalt hielten, schlug doch ein für alles Gute warmes Herz in seiner Brust.

In diesem Augenblicke hatte aber die reizende Plauderin an seiner Seite den Ernst aus den edlen Zügen gebannt. Das offene dunkle Auge hing lächelnd an den Lippen der schönen Nachbarin und lauschte, weniger dem Sinne, als dem Klange der Worte, die wie das Rauschen eines murmelnden Waldquells zu ihm drangen.

„Aber nun sagen Sie mir um Gotteswillen, an was Sie jetzt gedacht haben!" unterbrach sich da plötzlich Melanie, indem sie ihren kleinen Teller senkte und sich halb gegen ihren Nachbar wandte.

„Ich, Comtesse?" rief der Graf, halb erschreckt

wie aus einem Traume auffahrend, und er fühlte dabei, daß er erröthete, „wahrhaftig nur an Sie.“

„An mich?“ sagte die Dame, ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd, „und zwei Mal habe ich Sie indeß gefragt, ob Sie den jungen Grafen Selikoff schon gesprochen, ohne daß Sie mir auch nur mit einer Sylbe geantwortet hätten.“

„Und doch war ich nur bei Ihnen,“ entgegnete mit herzlichem Tone der junge Mann. „Zürnen Sie mir nicht, daß ich den Sinn der gleichgültigen Frage dabei überhörte.“

„Gleichgültige Frage?“ lachte die Comtesse, „und woher wissen Sie, Herr Rittmeister, daß mir die Frage, oder vielmehr deren Beantwortung, gleichgültig war? — „Aber ich sehe, Sie sind heute wieder in einer verzweifelten Stimmung. Man muß erstaunliche Geduld mit Ihnen haben.“

„Und nicht wahr, Comtesse, die fehlt Ihnen?“ lächelte der Graf.

„Darüber können Sie sich wahrlich nicht beklagen, und ich weiß gar nicht — aber was ist das?“ unterbrach sich die junge Dame im nächsten Augenblicke selbst, als jene lärmende, wogende Menschenmenge die Straße herunterdrängte. Einzelne Trompetenstöße wurden dazwischen laut, und der Graf selber horchte erstaunt auf.

„Ach, das ist herrlich!“ rief die Comtesse Rosalie, Melanie's jüngere Schwester, „das muß die Kunstreiter- und Seiltänzer-Gesellschaft sein, Monsieur Bertrand mit seiner Truppe, der seine Tour durch die Residenz macht, sich dem Publicum vorzustellen. Letzte Woche hat er auf dem hochgespannten Seile getanzt, und diesen Abend wird die erste Vorstellung in dem erst heute fertig gewordenen Circus sein.“

„Du bist ja sehr genau unterrichtet,“ lächelte Melanie. „Haben Sie diesen Monsieur Bertrand schon gesehen, Herr Graf? Er soll in seiner Kunst ganz Ausgezeichnetes leisten.“

„Noch nicht, Comtesse,“ erwiederte der junge Mann. „Ich liebe derartige Kunststücke nicht, und das Seiltanzen vor Allem ist mir das Verhaßteste, Entwürdigendste für den Menschen.“

„Und weßhalb? Gehört nicht ein außergewöhnlicher Muth dazu, sein Leben in schwindelnder Höhe auf dem schwanken Seile zu wagen?“

„Es ist das kein Muth mehr, den ich in dem Manne gewiß ehren würde,“ erwiederte der Rittmeister, „sondern nur eine verzweifelte Tollkühnheit, welche Glieder und Leben um wenige Thaler, oft um Groschen preisgiebt; ja, nicht selten sogar kaum mehr als feige Furcht, durch Arbeit eine

Existenz erringen zu müssen, die jedenfalls ehrenvoller wäre, als solch ein Dasein."

„Sie urtheilen zu streng."

„Ich glaube kaum. Es ist wenigstens meine Ueberzeugung."

„Und doch fühlen sich die Menschen glücklich in ihrem Berufe."

„Das kann ich mir kaum denken," erwiederte kopfschüttelnd der Graf. „Aeußerlich mag es allerdings so scheinen; wer sie aber beobachten könnte, wenn sie sich unbeachtet wissen, möchte doch wohl ein anderes Urtheil über sie fällen. Aber da kommen sie; ich kann wenigstens die wallenden Federn eines Barets oder Helms erkennen."

Hunderte von Menschen drängten indessen lachend und erzählend vorbei, um mit dem Zuge zu gehen und den Marsch mit anzuhören, den das gemiethete Musikcorps blies, während Andere wieder stehen blieben, die wunderlich gekleideten Gestalten an sich vorbeipassiren zu lassen So etwas sahen sie nicht alle Tage.

Und macht es nicht einen gar eigenthümlichen Eindruck auf den Zuschauer, plötzlich, in dem wirklichen, bestimmt ausgesprochenen Alltagsleben, das ihn nach allen Seiten umgiebt, und in dem ihn das geringste Außergewöhnliche schon störte, ja,

selbst im hellen lichten Sonnenschein phantastisch aufgeputzten und geschminkten Menschen zu begegnen?

Die munteren Schichten der Bevölkerung, mit den Kindern, freuen sich allerdings darüber. Sie sehen nur die äußere Hülle, das Flittergold und die wallenden Federn, die gestickten Wämmser und bunten Farben. Den Gebildeten überkommt bei solchem Anblick aber meist immer ein eigenes, unbehagliches Gefühl — nicht der Bewunderung etwa, sondern eher des Mitleids mit den Unglücklichen, die solcher Art, in ihrem glänzenden Elend, äußerlich stolz und guter Dinge, doch nur — „an der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft vorüber — den Pranger reiten."

Weit anders ist es mit der Bühne. Hier wird uns ein abgerundetes und in sich fest stehendes Kunstwerk von Künstlern vorgeführt, und die phantastischen Trachten, die durch die Coulissen ihren wahren Hintergrund, durch die Lichter ihre richtige Beleuchtung erhalten, stören uns nicht, ja, sind sogar nöthig, die Täuschung zu vollenden, die uns in andere Zeiten, andere Sitten versetzen soll. Ich rede hier freilich nicht von jener Entweihung der Kunst, dem neu aufgekommenen Unfug der Sommertheater, die zu den „Kunstreitern" schon den Uebergang bilden.

— Hier dagegen, wo die Häuser, in denen wir selber wohnen, den Hintergrund bilden, und wir in eigener Person, sobald solche abenteuerliche Gestalten zwischen uns und aus ihrem Rahmen heraustreten, Mitspieler in dem Drama werden, schaut uns der Ernst des Lebens nur so viel greller aus solchem Spottgebild entgegen.

Aber ähnliche Gedanken erfüllten schwerlich die Herzen der lärmenden Schaar, die gerade jetzt die Straße heraufgezogen kam, bis dicht am Café français vorüber, von wo aus man den bunten Trupp vollkommen gut übersehen konnte. Wenn auch das Volk — Arbeiter, Kindermädchen und Müßiggänger — einen festen Wall an der Seite bildete, so ragten die berittenen und phantastisch geschmückten Gestalten doch über die Köpfe dieser hoch hinaus.

Voran ritten dem Zuge zwölf Trompeter in rothen, abgetragenen und verschossenen, mit unechten Borden besetzten Uniformen, ungeschickte hohe Tschakos mit rothen und weißen Federbüschen auf dem Kopfe, und bliesen einen schmetternden Marsch. Der Zug wollte gesehen werden, und je mehr Lärm sie deßhalb machten, desto besser.

Unmittelbar hinter diesen folgte der Herr der Schaar, der berühmte Monsieur Bertrand, in einem

reich besetzten, schwarz-sammtnen Waffenrock, ein schwarzes Baret auf dem Kopfe, mit wallenden, schneeweißen Straußenfedern, die von einer mit jedenfalls unechten Steinen besetzten Agraffe gehalten wurden.

Es war eine hohe, männliche Gestalt, mit edlen Zügen, so weit sich diese nämlich unter dem nach vorn gerückten Baret und dem vollen dunklen Bart erkennen ließen. Ernst und schweigend blickte der Reiter aber auf den Kopf seines Rappen nieder, der unter ihm sprang und tanzte; weder nach rechts noch links schaute er hinüber, und schien die ihn umtobende, jauchzende Menge so wenig zu hören, als ob er allein durch eine Wüste ritte.

Den Gegensatz zu ihm bildete ein wunderschönes Weib an seiner Seite. Eine wahrhaft junonische Gestalt, mit Augen voll Gluth und Leben, und in feuerfarbene goldgestickte Seide gekleidet, bändigte sie den wilden Fuchs, den sie ritt, doch mit der kleinen Hand so kräftig und hielt ihn so fest im Zügel, daß er seinen Platz innehalten mußte, er mochte wollen oder nicht. Dabei neigte sie sich mit holdem Lächeln bald hier, bald da hinüber, einem oder dem andern der Grüßenden zu danken, und Nichts entging dem scharfen Blicke der kühnen Reiterin.

Die Gesellschaft, die bis dahin in der Veranda des Cafee's gesessen, war sämmtlich aufgestanden, den Zug besser übersehen zu können, und Comtesse Melanie sagte jetzt:

„Das ist die sogenannte schöne Georgine, die Frau des Seiltänzers. Sehen Sie nur, Herr Graf, wie sie so keck nach uns herüberschaut."

Ihr Nachbar erwiederte kein Wort, und als sie sich erstaunt nach ihm umwandte, hielt er den Blick fest und starr auf die Gruppe geheftet — ja, es schien ihr fast, als ob alles Blut seine Wangen verlassen hätte.

„Ei, ei, Herr Rittmeister!" flüsterte die schöne Comtesse, während ihr ein Gefühl durch das Herz zuckte, von dem sie sich selber keine Rechenschaft geben konnte oder wollte, „wie mir scheint, haben Sie dort drüben eine alte Bekanntschaft entdeckt."

„Ich glaubte es im Anfange, Comtesse, aber ich habe mich geirrt. Es war nur eine Aehnlichkeit, wie man sie ja so oft im Leben findet."

Wildes Jauchzen und Geschrei, so wie Lachen und Jubeln der Masse übertönte in diesem Augenblicke seine Worte, und hinter dem Zuge, der gerade jetzt vorüber war, kam der Hanswurst der Truppe in buntscheckigem Anzuge, die weiße spitze Filzmütze auf dem Kopf, das Gesicht auf die grellste Weise

bemalt, auf einem kleinen Ponny nachgeritten. Auf diesem aber führte er die groteskesten Künste aus: bald stand er auf dem Kopf, bald überschlug er sich, bald war er unten und fuhr mit seiner Pritsche unter die kreischend zurückdrängende Straßenjugend, während er im nächsten Augenblicke wieder rittlings auf seinem Thiere saß, und den Nachspringenden Gesichter schnitt.

Das Volk schrie und jauchzte dabei vor Vergnügen, und selbst die in dem Gedränge mitgehenden Polizeidiener vergaßen für kurze Zeit ihren sonstigen Ernst und lächelten.

Mit dem Hanswurst wogte aber auch der Menschenschwarm vorüber, und wie die Trompeten in weiter Ferne verklangen, nahm die Straße wieder ihren frühern, ruhigen Charakter an.

Ein paar Freundinnen der Comtesse Melanie, die sich ebenfalls vor dem Menschenschwarm hieher geflüchtet hatten, beschäftigten die junge Dame jetzt vollkommen, da es galt, den Besuch der heutigen Vorstellung Monsieur Bertrand's zu bereden. Außerdem ging das sehr interessante Gerücht, das die beiden Damen mitbrachten, der tollkühne Mensch habe sich erboten, zwischen den Thürmen der Katharinenkirche ein Seil zu spannen und dort oben seine Künste zu zeigen. Der Magistrat hätte es

aber bis jetzt noch nicht gestattet, und man glaubte, er wolle sich deßhalb an den Fürsten selber wenden.

Der Kriegs-Minister von Ralphen, der versprochen hatte, seinen Töchtern hier zu begegnen, kam jetzt ebenfalls die Straße herunter und ging, als er den Rittmeister von Geyerstein erkannte, auf ihn zu, ihn zu begrüßen.

„Ach, Papa,“ bat die Comtesse Rosalie, die sich schmeichelnd an seinen Arm hängte, „heute Abend ist die erste Vorstellung Monsieur Bertrand's im Circus, und es soll so hübsch werden. Dürfen wir hin?“

„Recht gern, mein liebes Kind,“ sagte der alte Herr freundlich, indem er ihre Stirn streichelte, „und Deine Mutter wird Euch gewiß begleiten. Ich selber bin leider durch eine Sitzung verhindert, die meine Zeit wenigstens bis neun Uhr in Anspruch nimmt, und doch möchte ich Euch nicht gern ohne männlichen Schutz an solchem Platze wissen.“

„Oh, dann begleitet uns Graf Geyerstein,“ rief die lebhafte Rosalie, halb bittend, halb fragend zu dem Rittmeister aufschauend. „Ich habe überdies ein Vielliebchen von ihm gewonnen, das er noch einlösen muß, und setze es jetzt zum Pfande.“

„Sie sind zu gnädig, Comtesse,“ lächelte mit einer leichten Verbeugung der junge Mann, „mir eine

solche Ehre als Buße aufzuerlegen. Ich stehe natürlich den Damen mit Vergnügen zu Diensten — wenn Excellenz es gestatten."

„Ich bin Ihnen dankbar dafür, lieber Geyerstein," nickte ihm der alte Herr zu, „und da es gerade mit der Zeit zusammentrifft, so speisen Sie heute Mittag bei uns, und fahren dann mit den Damen nach dem Diner hinüber in den Circus. Das wäre also abgemacht, Kinder, und da sich die Menge jetzt verlaufen hat, denk' ich, wir gehen nach Hause. Es ist spät geworden, und Eure Mutter wird Euch erwarten."

2.

Mitten auf dem breiten Landgrafen-Platz stand eine mächtige, runde breterne Bude, von deren spitzer Zinne die französische Tricolore wehte. Das Innere derselben war übrigens geschmackvoll decorirt und mit Gas erleuchtet, und an der Kasse für den ersten und zweiten Platz saß ein bildhübsches junges Mädchen, die Billete auszugeben. — Nur etwas zu hell fiel das Gaslicht auf die leicht geschminkten Wangen und die nachgemachten, an einigen Stellen schon etwas zerknickten Blumen, die ihren Kopfschmuck bildeten.

Das Publicum betheiligte sich indessen sehr bedeutend an diesem ersten Abend, für den auf riesengroßen, farbigen Anschlagzetteln Außerordentliches versprochen worden. Die dritte Gallerie war schon eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung bis in ihre letzten Räume gefüllt, während noch umsonst nach Billeten rufende Schaa-

ren vor dem Schiebfenster, unter der schmalen, dort hinaufführenden Holztreppe standen.

Auch die erste und zweite Gallerie füllte sich rasch, und manche Equipage fuhr sogar vor, der Damen in glänzender Toilette entstiegen.

Monsieur Bertrand, über den man sich in der Residenz die abenteuerlichsten Dinge erzählte, war eben Mode geworden, und da es gerade in dieser Zeit, besonders in den höheren Kreisen, an Stoff zur Unterhaltung fehlte, so wollte Niemand versäumen, ihn zu sehen.

Oben auf der über dem Eingange für die Pferde angebrachten Tribune hatte sich das Musikcorps gesammelt, das heute Morgen auch den Umzug durch die Stadt anführen mußte, und die Leute stimmten ihre Instrumente und tranken Bier dazu. In der Reitbahn selber, die durch einen improvisirten Kronleuchter und zahlreiche Flammen an den Seitensäulen reichlich erhellt wurde, kehrten eben ein paar Stallknechte den Kreis, und ein Mann in hohen Kanonenstiefeln und einem Reitfrack, eine lange Peitsche in der Hand, kam herein, um zu sehen, ob Alles in Ordnung wäre.

„Ist er das?" flüsterte es hier und da, aber die Antwort fiel verneinend aus. Es war nur einer der Leute, ein Bereiter — so sah er wenigstens

aus — irgend Jemand aus dem untergeordneten Personal der Gesellschaft.

Die Familie des Kriegs-Ministers von Ralphen erschien gerade und nahm eben ihre Plätze auf der zweiten Bank ein, als die dritte Gallerie in ein schallendes Gelächter und lauten Jubel ausbrach.

Der Hanswurst sprang nämlich, sich fünf oder sechs Mal dabei überschlagend, eben in den Circus und warf sich dem dort sehr ernsthaft befehlenden Stallmeister oder Bereiter so geschickt zwischen die Füße, daß dieser auf ihn zu sitzen kam und durch den Wurf die Balance verlor. Er fiel wenigstens hinterrücks in den Sand, und während er unter dem Gejauchze der Menge wieder aufsprang und den flüchtenden Hanswurst mit der Peitsche zu treffen suchte, benutzte dieser die anscheinend darüber sehr entrüsteten Stallknechte, sich hinter ihnen zu verbergen und sie die nach ihm gezielten Hiebe auffangen zu lassen.

Der Bajazzo hatte jedenfalls die Sympathien der dritten Gallerie und der Kinder für sich; aber auch selbst den Ernstesten entlockte er mit seiner grotesken Malerei und Gliedergewandtheit ein Lächeln

Sein Alter ließ sich allerdings in den dick mit weißer und rother Farbe bestrichenen Zügen nicht

erkennen, aber seine Figur war schlank und schmächtig, und die kleinen blitzenden Augen behielten selbst unter den bis zur Verzerrung gemalten Brauen ihre scharfe Lebendigkeit.

Die ganze Scene hatte übrigens nur dazu dienen sollen, die Aufmerksamkeit des Publicums kurze Zeit zu beschäftigen, und noch während des Umherspringens und Ausweichens des Bajazzo's flog plötzlich ein kleiner weißer Ponny in gestrecktem Galopp über die niedere Eingangsbarriere und mitten in den Circus hinein. Auf seinem Rücken aber saß ein kleines, vielleicht siebenjähriges, als Elfe gar phantastisch gekleidetes Mädchen.

Stallknechte, Bajazzo und Stallmeister stoben blitzesschnell aus einander, und während der Ponny den Circus umflog, war die jugendliche Reiterin in die Höhe gesprungen und grüßte, auf dem breiten Sattel stehend, freundlich lächelnd nach allen Seiten hinüber.

Sie trug fleischfarbene Tricots, ein kurzes, leichtes Rosa-Röckchen von durchsichtigem Stoff, das Kleidchen dabei tief ausgeschnitten, und an den halbnackten Schultern ein paar buntfarbige Flügel, handhabte auch ihr zierliches Roß vortrefflich und zeigte eine für ihre Jahre außerordentliche Uebung.

Die Frauen waren ganz entzückt von dem kleinen Wesen, das in jeder seiner Bewegungen — nur nicht im Körper selber — vollkommen erwachsen schien. Zum Aeußersten coquet und überdacht, grüßte und winkte sie bald da, bald dorthin, trieb ihr Pferd mit der kleinen Peitsche an, und hielt plötzlich, um sich von dem rasch herbeispringenden Stallmeister noch einmal die Sohlen mit Kreide streichen zu lassen. Dabei lächelte sie auch dem Bajazzo zu, der um sie her die tollsten Capriolen machte, und sprang dann durch Reifen und über Guirlanden, und trieb alle die übrigen Kunststücke, die Kinder in dem Alter gewöhnlich bei solchen Gesellschaften treiben.

Das Publicum applaudirte zwar lebhaft, aber es bleibt doch immer ein eigenes, eben nicht angenehmes, oft sogar unbehagliches Gefühl, ein Kind zu solchen Künsten abgerichtet zu sehen. — Was für Erfahrungen hat das Kinderherz nicht schon gesammelt, das dort, mit der affectirten Handbewegung und halben Kußhänden den Applaus des Publicums erwiedert! Wie lange schon mußte es seinen schönsten Schmuck, die Kindlichkeit, abgeschüttelt haben, jede Bewegung einer erwachsenen Coquette so täuschend nachzuahmen! Ihr applaudirt und jubelt der Kleinen zu. Fragt Euch ein-

mal, wie Euch zu Muthe sein würde, wenn das Euer Kind wäre, und dann bedauert das unglückliche Wesen, das sein böses Geschick in solche Bahn, in solch' ein glänzendes Elend geworfen.

Und fühlt es sich selber glücklich in solchem Leben? — Es nickt und lächelt da oben mit freudestrahlendem Gesicht und sprengt lustig — hinter die Coulissen. — Was es dort treibt, kümmert das Publicum nicht.

„Mademoiselle Josephine," wie die Kleine auf dem Zettel genannt wurde, hatte mit diesem Ritt die Vorstellung eröffnet, und ihr folgte auf einem schwarzbraunen Ponny Monsieur Charles, „der kleine Herkules."

Monsieur Charles, ebenfalls in fleischfarbenen Tricots, mit einem kurzen Löwenfell bekleidet und mit einer Keule in der Hand, war ein Knabe von etwa vierzehn Jahren, aber für sein Alter von außergewöhnlicher Kraft und Gewandtheit — ein wahres Talent in seinem Fache. Die schwierigsten Kunststücke führte er auf dem Rücken des dahinsausenden Pferdes aus, und mit kaltem, ja, tollkühnem Muthe schien er die Gefahr weit eher zu suchen, als zu vermeiden.

Monsieur Charles wurde hervorgerufen, wie er die Arena kaum unter stürmischem Applaus

verlassen hatte, und zwei Komiker nahmen jetzt seine Stelle ein, die mit halsbrechender Geschicklichkeit, der eine eine Stange balancirte, während der andere daran hinaufkletterte und oben die gefährlichsten und kühnsten Stellungen ausführte.

Und wie hing das kecke Menschenkind da oben! Das Nachlassen einer Muskel, ein Krampf in den zum Zerspringen angespannten Sehnen der Hand, ein Straucheln des Stangenträgers, und er war rettungslos verloren. — Und das Publicum saß dabei, hielt den Athem in peinlicher Spannung an, dankte Gott, als der Frevler an seinen Gliedern den Boden wieder berührte, und — applaudirte doch wie rasend, ihn dadurch nur zu neuen, noch tollkühneren Versuchen anfeuernd.

Comtesse Melanie hatte sich schaudernd abgewandt, denn sie befürchtete, den Menschen im nächsten Augenblicke zerschmettert vor ihren Füßen zu sehen. Graf Geyerstein, der an ihrer Seite saß, flüsterte:

„Sie haben recht, Comtesse; ein Nervenkitzel erscheint Vielen erwünscht, die Monotonie ihres alltäglichen Lebens zu unterbrechen. Diese Kunststücke aber werden zur Nervenqual — und doch sehen Sie die freudig staunenden Gesichter Ihrer Umgebung, die keine Ahnung von dem zu haben

scheinen, was schon im nächsten Moment ihren Genuß unterbrechen könnte."

„Es sollte verboten werden, solche entsetzliche Kunststücke öffentlich zu zeigen," sagte Melanie. Graf Geyerstein zuckte mit den Achseln.

„Ja und nein," sagte er dabei. „Wir wissen dann nur nicht, wo wir die Grenzen ziehen sollen, die der Polizei gestatten in das Privatleben bürgerlichen Erwerbs einzugreifen. So lange Seiltanzen und Kunstreiterei erlaubt bleibt, wird es unmöglich sein, einen Maßstab anzulegen, welches von ihnen für den Ausführenden gefährlicher — für den Zuschauer peinlicher ist. Das Publicum allein hätte es in seiner Gewalt, sich solche Schau zu verbitten, aber die große Mehrzahl verlangt derartige Productionen, ja, läuft gerade dem Unnatürlichsten und Widerlichsten am meisten nach. Doch, Gott sei Dank, es ist vorüber, und der tollkühne Ritt der Gesellschaft wird uns nach dieser Schau wie Spielerei erscheinen."

Der Jubel der Zuschauer, als die beiden jungen Athleten den Schauplatz verlassen hatten, legte sich eben, als jener Stallmeister wieder mit einer halbkreisförmigen Verbeugung anzeigte: Madame Georgine Bertrand und Monsieur Bertrand! — Bajazzo benutzte diesen unbewachten Augenblick, seine klap-

pernde Pritsche auf den hervorragendsten Theil desselben niederprallen zu lassen, und wenn der Scherz auch eben nicht zart war, wurde er doch von dem Publicum dankbar angenommen.

Während der Stallmeister auf seinen Erzfeind vergebens einfuhr, sprengte das wunderschöne Weib des Kunstreiters und Seiltänzers in die Arena.

Mochte nun die Beleuchtung und die vielleicht aufgetragene Farbe dem Gesichte der Frau diese jugendliche Frische geben, kurzum Georgine war wirklich schön, und ein lautes unwillkürliches „Ah!" entfloh den Lippen der Versammlung, als sie leicht geschürzt und in ganz ähnlicher, nur weit brillanterer Kleidung wie „Mademoiselle Josephine" im Circus erschien.

Ein paar junge Cavallerie-Officiere fingen an zu applaudiren, und das Einstimmen des Publicums war eine Huldigung, die man der lieblichen Erscheinung brachte.

Madame Bertrand zeigte sich auch dankbar dafür. Ihre Bahn dahinfliegend, hatte sie fast für Jeden ein Lächeln, wenn auch ein noch so flüchtiges, für Jeden einen freundlichen Blick, eine halbversteckte Kußhand, mit der sie die Herzen gleichsam sichelförmig abschnitt oder mähte — denn zwei genügten für das ganze Publicum. Und

wie sie dahinflog, siegesgewiß — siegesgewohnt! Das hochgeschürzte leichte Kleid im Winde flatternd, die Locken von dem Luftzug gelöst, mit den zarten Fußspitzen den Sattel kaum berührend, glaubte man wirklich, sie habe Flügel, und wäre kaum noch erstaunt gewesen, das Pferd unter ihr davon eilen und sie ihren Rundzug ohne dasselbe fortsetzen zu sehen.

„Eine reizende Erscheinung!“ flüsterte Melanie ihrem Nachbar zu, während Madame Bertrand ihr schnaubendes Thier am Eingange plötzlich parirte, daß es auf den Hinterbeinen herumflog und Front gegen die Mitte machte; „wenn sie nur etwas weniger keck und zuversichtlich auftreten wollte!“

Ihr Nachbar antwortete ihr nur durch ein langsames, kaum bewußtes Kopfnicken, und als sie ihr Auge zu ihm hob, sah sie, daß sein Blick fest und fast stier auf der Stelle haftete, an der die schöne Reiterin hielt. Ihre eigene Aufmerksamkeit wurde aber in dem Moment von ihm abgelenkt.

„Monsieur Bertrand! Monsieur Bertrand!“ ging der flüsternde Ruf durch die Reihen der Zuschauer, und als Melanie den Kopf dorthin wandte, sah sie, wie an Georginens Seite, in phantastischer, aber höchst geschmackvoll gewählter Tracht, der

Reiter auf milchweißem arabischen Hengste hielt. Doch auch Graf Geyerstein bog sich jetzt zu ihr nieder und erwiederte auf die frühere Bemerkung seiner Nachbarin vollkommen ruhig:

„Sie dürfen bei solchen Damen nicht sittsame Schüchternheit erwarten, Comtesse. Schon das Reiten selber bedingt eine gewisse Zuversicht, die Reiter oder Reiterin haben muß, das Thier in der Gewalt zu halten. Wie viel mehr also hier, wo der Ritt für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, und die Frau nur zu leicht jede zarte Weiblichkeit abschüttelt!“

„Sie mögen recht haben,“ sagte Melanie nach kurzem Zögern. „Aber gerade das Außergewöhnliche hat ja auch uns hieher geführt. Wir wollen die Pferde und Menschen bewundern — uns wenigstens an ihnen ergötzen. Was kümmert uns das Uebrige!“

Der junge Officier sah die schöne Gräfin etwas erstaunt über diese Bemerkung an; Melanie's Aufmerksamkeit schien aber wieder vollständig auf das Paar gerichtet, das jetzt mit außerordentlicher Geschicklichkeit und wirklich vieler Grazie ein Pas de deux mit den Pferden tanzte.

Gleich darauf, und inmitten desselben, sprengten die beiden Kinder wieder herein — der Knabe

jetzt genau so gekleidet wie Monsieur Bertrand — indem sie das Pas de deux in ein Pas de quatre verwandelten. Die Pferde führten dasselbe auch vortrefflich durch, und der rauschende Beifall galt dieses Mal besonders der Geschicklichkeit und Ausdauer des Mannes, der die Dressur der edlen Thiere zu solcher Vollkommenheit gebracht.

Nach dem Tanze hielten die beiden Paare wieder ihren Umritt um die Arena, in einer Art Triumphzug den wohlverdienten Applaus einzuernten, den ihnen dieses Mal selbst die Damen nicht versagten.

Nur Melanie saß still und regungslos, ihren Blick fest auf die schöne Reiterin heftend, deren Auge sie bewachte. Es war ihr nämlich nicht entgangen, daß die Kunstreiterin, wo das nur irgend geschehen konnte, ihren Nachbar, den Grafen Geyerstein, scharf fixirte. Der nach allen Seiten hin grüßende Blick haftete in der Secunde, in der sie an ihnen vorüberflog, jedes Mal fest und forschend auf der edlen Gestalt des Rittmeisters, und als sie die Arena verlassen und durch dröhnenden Applaus zurückgerufen wurde, schien derselbe Blick nur ihm allein zu danken.

Die Scene wechselte jetzt, und der Bajazzo übernahm die Unterhaltung des Publicums auf's

Neue durch halsbrechende Kunststücke und Gliederverrenkungen. Aber das Publicum wollte sich amüsiren; die übersättigten Bewohner der Residenz verlangten einen neuen Reiz für ihre abgespannten Nerven — und diese athemlose Angst um ein Stück werthlosen Menschenlebens gewährte ihn.

Ein Mulatte beschloß die erste Abtheilung durch groteske Sprünge und gymnastische Uebungen, die er mit seinem Pferde ausführte. Wie eine Schlange wand und schnellte er sich im vollen Rennen seines Thieres darüber hin. All' die verschiedenen und schwierigsten Piècen führte er aber mit solcher Leichtigkeit aus, und war dabei in jeder seiner noch so gewagten Bewegungen so sicher, daß sich das Publicum unmöglich für ihn interessiren konnte. Es sah eben keine Gefahr dabei, und die Scene vorher hatte es verwöhnt.

Eine kurze Pause folgte jetzt, in der selbst die eben so unermüdlichen wie erbarmungslosen Musiker ihre gequälten Instrumente für eine Viertelstunde ruhen ließen. Das Trommelfell der ihnen zunächst sitzenden Zuschauer vibrirte aber eine ganze Weile fort, als ob sich die aufgewühlten Schallwellen des hohen Raumes noch immer nicht beruhigt hätten. Die Trompeter gossen dabei ihre Instrumente aus, und ließen ihre Bierkrüge füllen, wech-

selten die Notenblätter, um eine andere Nummer aufzulegen, und nahmen dann ihre Sitze wieder ein, beim ersten gegebenen Zeichen mit schmetterndem Tusch und lustiger Fanfare bereit zu sein.

Ein Theil des Publicums, besonders alle solche, die den Ausgang leicht erreichen konnten, ohne die hinter ihnen sitzenden Damen zu sehr zu incommodiren, strömte hinaus an das Buffet und fand dort nicht allein Erfrischungen in Masse, sondern auch — Bouquets, Kränze und Zuckerdüten, für die der vortrefflich speculirende Restaurant Sorge getragen hatte. Die Blumen für die Damen, das Zuckerwerk für die Kinder! Die jungen Cavaliere kauften in Masse, und das Buffet machte ausgezeichnete Geschäfte.

Unter den zurückgebliebenen Zuschauern entspann sich indessen eine lebhafte Unterhaltung über das Gesehene, und besonders schien Monsieur Bertrand auf die Damen einen für ihn nur schmeichelhaften Eindruck hervorgebracht zu haben. Die jüngeren besonders — vielleicht weniger zurückhaltend als die älteren — schwärmten für ihn, und Comtesse Rosalie erklärte, daß sie die Zeit kaum erwarten könne, in der er wieder erscheinen würde.

„Und was halten Sie von Monsieur Bertrand,

Herr Rittmeister?" wandte sich da Melanie an ihren auffallend schweigsamen Nachbar. „Als so vortrefflicher Reiter werden auch Sie ihm Ihren Beifall kaum versagen können."

„Allerdings nicht, Comtesse," erwiederte der junge Mann, „es ist eine edle, männliche Gestalt, und — er reitet untadelhaft."

„Wie ernst er aber aussieht, und was für dunkle, seelenvolle Augen er hat! Ich kann mir kaum denken, daß er wirklich zum Kunstreiter — und noch schlimmer — zum Seiltänzer erzogen ist, denn mit seiner Erscheinung würde er jeden Platz in der menschlichen Gesellschaft ehrenvoll ausfüllen."

„Ich glaube auch," sagte der Rittmeister leise, fast wie mit sich selber redend. „Wer weiß, welche unglücklichen Verhältnisse ihn gerade in diese Bahn getrieben!"

„Und doch fühlt er sich vielleicht vollkommen glücklich darin," warf Melanie ein. „Wir dürfen Andere nicht immer nach uns selber beurtheilen. Eine andere Erziehung giebt dem Menschen doch auch sicher andere Ansichten über das Leben, und Jeder hält die seinigen gewiß immer für die richtigen."

„Sein Ernst widerspricht dem," entgegnete Graf

Geyerstein. „Eher glaub' ich, daß sich die Dame glücklich in ihrem Berufe oder — ihrer Kunst fühlt — wenn wir es so nennen wollen."

„Es ist seine Frau?" sagte Melanie, leicht hingeworfen.

„Ich glaube wohl — ich weiß es nicht," erwiederte der Graf. „Sie trägt, dem Zettel nach, wenigstens seinen Namen."

„Vielleicht seine Schwester."

„Der Zettel sagt Madame Bertrand."

„Die Kleine kann aber kaum ihre Tochter sein; die Frau sieht dafür zu jugendlich aus. Wo sind Sie früher schon mit ihnen zusammengetroffen?"

„Ich?" fragte der Rittmeister; „so viel ich mich besinnen kann, habe ich die Gesellschaft heute zum ersten Male gesehen."

„Sagten Sie mir nicht heute Morgen, daß es eine alte Bekanntschaft sei?" fragte die Comtesse, und ihr Blick haftete dabei forschend auf den Zügen ihres Nachbars.

„Ich wüßte nicht, Comtesse," erwiederte der Graf. „So viel ich mich entsinne, sprach ich von einer Aehnlichkeit, und das begegnet uns ja oft im Leben, daß uns die Züge eines sonst vollkommen fremden Menschen irgend eine Erinnerung aus früheren Zeiten wecken, so wenig er selber auch

mit ihnen in Zusammenhang steht. Ist Ihnen das noch nie vorgekommen?"

„Mir? — ja — o ja. Ich habe mich dann geirrt. Ich glaubte, Sie sprächen von einer alten Bekanntschaft. Aber die Vorstellung beginnt wieder. Jene schrecklichen Menschen da oben, in den alten, uniformartigen Jacken nehmen ihre Marter-Instrumente wieder zur Hand. Mir wirbelt der Kopf schon ordentlich von dem furchtbaren Lärm. Ob man uns damit einen Genuß bereiten will?"

„Täuschen Sie sich darüber nicht, Comtesse," lächelte der Rittmeister. „Was jene Leute Musik nennen, ist meist nur ein für die Pferde bestimmter, taktmäßiger Lärm, den sie vollführen. Schwiegen sie still, so würden auch die Thiere ihre Kunststücke nicht ausführen, zu denen sie den geräuschvollen Takt nothwendig brauchen. Daß die Zuschauer gewöhnlich glauben, die Musik würde ihretwegen gemacht, ist ihre eigene Schuld."

„Dann werde ich mich künftig nicht mehr darüber beklagen," lächelte Melanie. „Aber da beginnen sie wirklich ihre Pferdemusik schon von Neuem, und jener gräßliche Gliederverrenker scheint seine Künste ebenfalls wieder produciren zu wollen. Sehen Sie nur, Herr Graf, was dieser Bajazzo für

ein fataler Mensch ist. Ein frecheres, widerliche-res Gesicht ist mir im ganzen Leben noch nicht vorgekommen. — Ob der Mann auch Familie hat?"

„Und warum nicht?" erwiederte der Rittmeister. „In seinen Kreisen glänzt er vielleicht sogar."

„Und glauben Sie wirklich, daß sich ein Mädchen in solch' ein — Geschöpf verlieben könnte?"

„Comtesse," sagte achselzuckend der Rittmeister, „in jenen Kreisen kommt es oft auf Liebenswürdigkeit oder ehrenvolles Brod nicht an. Sobald der Mann nur eben sein Brod hat — sobald er im Stande ist, eine Frau vor Mangel zu schützen — denn mehr verlangen solche Leute selten — sobald hat er auch Anspruch darauf, als gute Partie betrachtet zu werden — betrachtet er sich doch selber dafür. In welcher Achtung er bei seinen Nachbarn oder gar den höheren Schichten der Gesellschaft steht, was liegt ihm daran! So lange das Publicum, dem er seine Späße vormacht, darüber lacht, so lange ihn sein Brodherr dafür bezahlt, so lange ist er ein Mann, der seinen Platz in der menschlichen Gesellschaft — gleichviel, wie — ausfüllt; so lange hat er eben sein Brod. Hört das einmal auf, bricht er einen Arm oder ein Bein, oder wird er sonst zum Krüppel, vielleicht gar krank — dann ist er eben verloren.

Dann macht er Collecten, oder schickt die Frau betteln — aber das Alles liegt für ihn noch in der Zukunft — liegt weiter als der nächste Tag, und was sollte er sich jetzt schon deßhalb Sorge machen?"

„Ein fürchterliches Leben," sagte die Comtesse, zusammenschaudernd, „und doch klingt es, als ob es wahr sein könnte. Wo haben Sie nur einen so tiefen Blick in diesen Abgrund des Elends gethan, Graf?"

„Guter Gott," sagte der Rittmeister, „ein Soldat verkehrt mit allerlei Ständen, und ohne daß wir es wollen oder suchen, wendet uns oft das Leben auch seine dunklen Seiten zu."

Wüstes Geschrei und Jauchzen unterbrach ihr Gespräch, denn Bajazzo hatte die zweite Abtheilung auf einem Esel eröffnet, mit dem er in die Arena sprengte. Auf dem Rücken des Thieres suchte er Monsieur Bertrand nachzuahmen, und die Gallerie war glücklich darüber.

Ihm folgten die beiden Kinder wieder, denen man die erst angekauften Zuckerdüten zur Belohnung zuwarf, und als Bajazzo ein paar davon entwenden wollte und von dem Stallmeister dabei erwischt und daran verhindert wurde, kannte der Jubel des Publicums keine Grenzen mehr.

Dem Kinderritt folgte ein imposanteres Schauspiel: ein Turnier, in einer Art von Pantomime, in der sich zwei Ritter um den Besitz der schönen Georgine stritten. Monsieur Bertrand war einer von diesen, und in voller Rüstung, mit geschlossenem Visier und eingelegter Lanze, warf er in wirklich prachtvollem Rennen seinen Gegner in den Sand.

Dann, mit abgeworfenem Helm, hielt er an der Seite der erbeuteten Schönen seinen Siegesritt um die Arena, und die Bouquets flogen jetzt von allen Seiten dem lieblichen Ritterfräulein zu.

Eines der Bouquets hatte die schöne und kecke Reiterin selber vom Boden aufgehoben, und es hoch in der Hand haltend, schwang sie sich damit unter dem Beifallsjauchzen der Menge wieder auf ihr Pferd, während dieses, bei dem Schmettern der Trompeten, in wilder Flucht die Arena umschnaubte. Der Ritter konnte sich kaum an ihrer Seite halten, und immer wilder, immer toller hieb sie auf das schäumende Thier ein, es zu noch stärkerem, rasenderem Laufe anzutreiben.

Wieder kam es Melanie da vor, als ob ihr Blick, so oft die tolle Jagd an ihnen vorüberbrauste, den Nachbar suche und finde. Grüßend neigte sie sich gegen ihn, und jetzt — als sie ih-

ren Zelter mitten in vollster Flucht herumriß, die Arena, dem Ausgange zu, quer zu durchfliegen, — warf sie die linke Hand, in der sie Blumen hielt, empor, und der Strauß — ob absichtlich oder zufällig nach dieser Richtung getrieben — fiel im nächsten Augenblicke zu den Füßen des jungen Grafen nieder.

Fast in demselben Moment war auch die Schöne, über die Bahn hinweg, verschwunden, und Melanie sah zu dem Rittmeister empor, dessen Antlitz Todtenblässe deckte.

„Wollen Sie den Strauß nicht aufheben?" sagte sie, mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme.

Der Rittmeister bückte sich, aber er that es wie in einem Traume, und die Blumen aufgreifend, hielt er sie fast bewußtlos seiner Nachbarin entgegen.

„Sie befehlen, Comtesse?"

„Ich danke Ihnen, Herr Graf!" erwiederte jedoch die junge Dame mit so auffallender Kälte im Tone, daß Graf Geyerstein erstaunt sie ansah. „Die Blumen sind ohne Zweifel dorthin gelangt, wohin sie bestimmt waren, und ich möchte Sie derselben nicht berauben — würde ich überhaupt etwas annehmen, was einer — Kunstreiterin zugeworfen ist."

„Comtesse!"

„Sie haben jetzt Gelegenheit, Ihr Bouquet wieder zu verwerthen," sagte das schöne und, wie es schien, beleidigte Mädchen. In der That erschien Georgine in diesem Augenblicke wieder auf den donnernden Hervorruf der Menge, während ihr auf's Neue von allen Seiten Blumen entgegenflogen. Graf Geyerstein war aber durch die Worte Melanie's so überrascht worden, daß er das Bouquet unschlüssig in der Hand behielt, bis die schöne Reiterin die Arena verlassen hatte.

Wieder sprang jetzt der Bajazzo mit seinen gliederverrenkenden Künsten in die Arena, nachdem die Bahn vorher von den hineingeworfenen Blumen gesäubert worden, und zwei andere junge Damen, Mademoiselle Amelie und Leontine, waren ebenfalls noch in dem Programme angeführt. Comtesse Melanie hatte aber durch den Lärm der Trompeten Kopfschmerzen bekommen, und obgleich sich die jüngere Schwester Rosalie dem nur ungern fügte, bat doch die Mutter den Grafen, ihren Wagen vorfahren zu lassen.

Zehn Minuten später verließ die Familie des Kriegs-Ministers von Ralphen, vom Grafen Geyerstein natürlich begleitet, den Circus, um nach Hause zurückzukehren.

3.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Reges, bewegtes Leben herrschte in der Residenz, wo einestheils die gerade abgehaltene Messe eine Menge von Landleuten und Fremden in die Stadt gelockt hatte, während zugleich, zur Geburtstagsfeier des Fürsten, große Parade abgehalten wurde. Equipage um Equipage fuhr langsam durch das Gedränge der Straßen, dem Landesherrn zu diesem Tage die Glückwünsche des Hofes und der Beamten, ja, des ganzen Volkes zu bringen.

Der Rittmeister von Geyerstein sah sich den Morgen über durch seinen Dienst theils auf der Parade, theils bei Hofe gefesselt und kam erst gegen zwei Uhr nach Hause, während er um fünf Uhr schon wieder zur Tafel befohlen worden. Zum nicht geringen Erstaunen seines Burschen kleidete er sich aber, so wie er zurückkehrte, um und in Civil, und während dieser, immer dabei mit dem Kopfe schüttelnd, die verschiedenen nöthigen Ge-

genstände herbeibrachte, sagte sein Herr: „Hast Du mir die Wohnung gefunden, wie ich Dir aufgetragen, Karl?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister — die von dem Seiltänzer meinen Sie doch?“

„Von Monsieur Bertrand.“

„Sehr wohl. Rosenstraße Nummer 47, zweiter Stock, erste Thür rechts.“

„Rosenstraße? — wo ist die Rosenstraße? die kenne ich gar nicht.“

„Gleich am Landgrafen-Platz, zu Befehl, die kleine Gasse, die hinter der Bude hineinläuft. Nummer 47 ist das rechte Eckhaus, aber der Eingang in der Gasse drin. Das Haus selber heißt auch die Rose und war früher ein Hospital, ist jetzt aber ein Wirthshaus, und die Kunstreiter kehren gewöhnlich dort ein, weil ihnen die Ställe unten bequem liegen, und der Mann, dem das Haus gehört, auch Futter und Streu zu verkaufen hat.“

„Es ist gut, Du — kannst mir eine Droschke holen.“

„Herr Rittmeister halten zu Gnaden, um fünf Uhr Tafel.“

„Ich weiß es — bis dahin bin ich wieder zurück. Du gehst mir indessen nicht fort und hältst Alles bereit.“

„Sehr wohl, Herr Rittmeister!"

Wenige Minuten später rasselte die Droschke über das Pflaster und hielt vor der Thür.

„Wohin?" fragte der Kutscher.

„Landgrafen-Platz!" und fort klapperte das Fuhrwerk, der bezeichneten Richtung zu.

Am Landgrafen-Platz angekommen, schaute der Kutscher in das vordere Fenster hinein, zu erfahren, ob er sich rechts oder links halten müsse. Eine Handbewegung des Fahrenden wies ihn zurecht, und in der Nähe der kleinen Straße angekommen, stieg der Rittmeister aus. Er wollte nicht vor dem Hause mit dem Wagen halten.

Den bezeichneten Platz fand er ohne Schwierigkeit. Die Beschreibung des Burschen war genau gewesen, und er betrat gleich darauf einen dunkeln, schmutzigen Hausflur, in dem sich nur ein paar Pferdeknechte herumtrieben und mit dem hindurchgehenden Hausmädchen schäkerten.

Einige Schwierigkeit hatte es, die Treppe in den zahlreichen Einschnitten des alten Gebäudes zu finden, die zu eben so vielen Keller- oder Stubenthüren, bald mit Stufen abwärts, bald aufwärts, führten. Endlich fand er aber die schmale, hölzerne Stiege, der er, ohne weiter Jemandem zu begegnen, bis in die zweite Etage folgte.

Die ihm von seinem Burschen bezeichnete erste Thür rechts trug eine daran geheftete Visitenkarte, und als er näher trat, las er die mit feiner, zierlicher Schrift gestochenen Worte „Georg Bertrand."

Georg, flüsterte der Rittmeister leise vor sich hin, und zögernd und unschlüssig hob sich seine Hand nach dem Drücker. Sollte er anklopfen? — aber die Zeit verging, und im nächsten Augenblicke tönte ihm schon ein lautes „Herein!" aus dem Zimmer entgegen.

Ohne sich länger zu besinnen, öffnete er die Thür und überraschte hier eine Dame, die sehr ungenirt und in tiefstem Negligée auf dem Sopha lag, auch nur langsam den Kopf nach dem Eintretenden umdrehte. Kaum aber erkannte sie, daß es ein Fremder sei, als sie auch blitzesschnell aufsprang und wie ein Schatten durch die dicht daneben befindliche Thür huschte.

Verlegen, hier so gestört zu haben, sah sich der Rittmeister im Zimmer um und entdeckte jetzt erst in der andern Ecke, dicht am Fenster, noch eine andere Persönlichkeit, einen ältern Mann, der ihn mit eben nicht freundlichem Blick und etwas vorgebogenem Kopfe über eine Klemmbrille hinüber betrachtete.

„Suchen Sie Jemanden?“ sagte er dabei mit heiserer Stimme.

„Herrn Bertrand. Ist er zu Hause?“

„Nein.“

„Wann kann ich ihn treffen?“

„Weiß ich nicht. Was wollen Sie?“

„Ich möchte ihn sprechen.“

„Müssen Sie morgen wiederkommen — heute hat er keine Zeit,“ brummte der Alte, der, wie der Rittmeister jetzt erst sah, mit einer kurzen Pfeife im Munde, eine Hanswurstjacke auf den Knieen liegen hatte, und beschäftigt schien, sie mit Nadel und Zwirn auszubessern.

„Ich bitte den Herrn, ein klein wenig zu warten — ich komme den Augenblick,“ rief da die Stimme der Dame aus dem Nebenzimmer, und der Alte, als ob damit die Sache für ihn erledigt sei, schob sich seine Brille zurecht und nahm seine Arbeit wieder auf. Der Fremde mochte sich indessen selber die Zeit vertreiben.

Dem Rittmeister war es nicht wohl in dieser Umgebung, und er überlegte sich schon, ob er nicht lieber Monsieur Bertrand zu sich bestellen solle. Er hatte gehofft ihn allein zu finden, denn bei dem, was er mit ihm zu sprechen wünschte, brauchte und wollte er keinen Zeugen. Aber er mochte

nicht unartig gegen die Dame sein; jedenfalls erhielt er von ihr auch bessere Auskunft, als der mürrische Alte, in dem er jetzt den Hanswurst von gestern Abend erkannte, geben mochte.

Ganz recht — er hatte sich nicht getäuscht. An der linken Seite des eben nicht zu sorgfältig abgewaschenen Gesichts ließ sich noch ein schmaler Streifen der weißen Farbe erkennen, mit der er gestern bemalt gewesen. Aber wie anders sah der sauertöpfische Gesell heute auch gegen gestern, wie er da, zusammengekauert, ein Bein über das andere geschlagen, mit hohlen, tief liegenden Augen und runzeligen Wangen, das stark mit Grau gemischte Haar wirr und ungekämmt um den Kopf hängend vor ihm saß und seine Narrenjacke flickte!

Doch in der ganzen Stube sah es eben so wild und ungeordnet aus. Auf dem Sopha lagen eine Menge getragener Kleidungsstücke, die jedenfalls der Dame gehörten — Unterkleider und Tricots, ohne den Glanz, den ihnen die abendliche Beleuchtung verliehen; über einen Stuhl daneben war ein prachtvoller Waffenrock von kirschfarbenem Sammet geworfen. Darunter stand ungeputztes Schuhwerk, und Schmuck und Tand, mit Schminknäpfchen, Pinseln, Farben und allen möglichen anderen Utensilien, das Publicum zu täuschen,

deckten den Tisch und die benachbarte Commode. Das Zimmer war auch noch nicht ausgekehrt, eine Decke mit einem schon mehrfach gebrauchten Kopfkissen nahm einen der Stühle ein — es sah fast aus, als ob Jemand die Nacht auf dem Sopha gelegen hätte, und der Tabaksqualm aus der Pfeife des Alten hatte den Schlafdunst noch nicht bewältigen können.

Dem Rittmeister benahm es bald den Athem, und draußen lag der helle Sonnenschein so warm auf den Fensterscheiben. Er hätte, Gott weiß, was, darum gegeben, ein Fenster aufreißen zu dürfen.

Da öffnete sich die Kammerthür wieder, durch welche die Dame vorhin geflüchtet war, und Madame Bertrand — aber nicht so bezaubernd, wie sie gestern Abend wohl dem Publicum erschienen — trat auf die Schwelle.

„Ich muß tausend Mal um Entschuldigung bitten," sagte sie, während ihr Blick im Zimmer umherschweifte und sie rasch die jedenfalls ihr gehörigen und zunächst liegenden Kleidungsstücke aufraffte und hinter sich in die Kammer warf — „Sie finden uns aber noch so in Unordnung..."

„Madame," unterbrach sie der Rittmeister höflich, „wenn Jemand hier um Entschuldigung zu bitten

hat, so bin ich es, der ich unangemeldet bei Ihnen eintrat und Sie unberufen störte."

Madame Bertrand hatte indessen zu ihm aufgesehen, und ein eigenes Lächeln belebte plötzlich ihre Züge.

„Ich glaube, ich habe schon gestern das Vergnügen gehabt, Sie bei unserer Vorstellung zu sehen," sagte sie; „aber wollen Sie nicht Platz nehmen? Guter Gott, es sieht wahrhaftig heute gerade zu unordentlich bei uns aus! Was müssen Sie nur von uns denken!"

Sie räumte dabei rasch und ziemlich rücksichtslos, wohin sie die Sachen aus dem Wege brachte, das Sopha ab, und sich dann in die eine Ecke lehnend, zeigte sie mit einer leichten Handbewegung lächelnd auf die andere, so daß Graf Geyerstein nicht umhin konnte, neben ihr Platz zu nehmen.

Halb verlegen gehorchte er auch der Einladung, und es entging ihm dabei nicht, daß die schöne Frau dem Alten einen bezeichnenden Blick zuwarf. Dieser griff, demselben gehorchend, und, wie es schien, ziemlich mürrisch, seine Arbeit auf, sah rechts und links neben sich auf die Erde, ob er nicht etwas vergessen habe, und verließ dann ohne weitern Gruß das Zimmer.

„Ich bin Ihnen vor allen Dingen eine Erklä-

rung schuldig, Madame," nahm jetzt der Rittmeister das Wort, „daß ich gewagt habe..."

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, keine Entschuldigung," unterbrach ihn lächelnd die Frau, „Sie sind da, und das genügt mir — was wollen Sie mehr? Es soll mich nur freuen, wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann."

Graf Geyerstein gerieth dieser Antwort, ja, Ermunterung gegenüber in Verlegenheit, und Madame Bertrand schaute ihn so freundlich dabei an, und sah in dem leichten seidenen Oberkleide, das ihren vollen Körper nur locker umschloß, wirklich so reizend aus — er konnte nur eine dankende Verbeugung machen.

„Sie sind Soldat, nicht wahr?" nahm da die Dame die Unterhaltung wieder auf, „Cavallerie-Officier?"

„Allerdings."

„Ich dachte es mir — oder vielmehr, ich erinnere mich Ihrer Uniform," setzte die Frau leicht erröthend, aber doch auch wieder halb schelmisch hinzu, „und Sie — interessiren Sich für unsere schönen Pferde?"

„Ich muß gestehen, daß ich entzückt davon bin," erwiederte der Graf, der um jeden Preis diese Unterredung abzubrechen wünschte; „aber das ist es eigentlich nicht, was mich hieher geführt."

„Sie wollten auch die Reiter kennen lernen,“ lächelte Madame Bertrand; „ein sehr natürlicher Wunsch, der aber leider nur gewöhnlich die Illusion zerstört, die bis dahin einen eigenen, fremdartigen Zauber um sie warf.“

„Ich wünschte Monsieur Bertrand zu sprechen.“

„Georg? — er ist leider nicht zu Hause. Heute, am Meßsonntage, geben wir zwei Vorstellungen, und seine Anwesenheit ist deßhalb im Circus unumgänglich nöthig, die erforderlichen Anordnungen dort zu treffen. Er wird vielleicht vor der Vorstellung nur noch auf einen Augenblick herüberkommen.“

Graf Geyerstein schwieg und sah sinnend vor sich nieder.

„Kann ich vielleicht irgend einen Auftrag ausrichten? Georg wird sich jedenfalls geehrt finden. — Aber, mein Gott! fehlt Ihnen etwas? — Sie sehen todtenbleich aus.“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sah besorgt zu ihm auf.

„Nicht das Mindeste,“ sagte abwehrend der Graf, „ich danke Ihnen, Madame, aber ich befinde mich vollkommen wohl — nur die drückende Luft hier im Zimmer...“

„Sie haben recht!“ rief Madame Bertrand, auf-

springend und rasch ein Fenster öffnend, „es ist auch hier entsetzlich heiß, und Vater hat dabei wieder einmal so gequalmt.“

„Der Vater!“ flüsterte der Rittmeister leise vor sich hin, und fast krampfhaft faßte die Linke den Tisch, an dem er sich emporrichtete.

„Sie wollen schon wieder fort?“ rief da Georgine, mit einem halb erstaunten, halb bittenden Blicke.

„Ich darf Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen.“

„Aber Sie stören mich gar nicht, und wenn Sie Geschäfte mit Georg ...“

„Geschäfte nicht, Madame, aber — ich wünschte ihn zu sprechen,“ unterbrach sie der Graf, „und — ich sehe auch keinen Grund, weßhalb ich Ihnen die Ursache verschweigen sollte. Eine merkwürdige Aehnlichkeit, die er mit einem meiner früheren Freunde hat, läßt mich wünschen, ihn kennen zu lernen — möglich, daß es nur eben eine Aehnlichkeit ist, aber ich würde ihm sehr dankbar sein, wenn er mich vielleicht morgen früh zwischen acht und zehn Uhr besuchen wollte. Meine Karte hier haben Sie wohl die Güte ihm zu überreichen.“

Graf Wolf von Geyerstein, las Georgine, sich leise und lächelnd dabei gegen den jungen Officier verneigend; „ich werde nicht ermangeln, Ihren

Auftrag pünktlich auszurichten, Herr Graf. Aber — wissen Sie wohl, daß das ein recht eigenes Zusammentreffen ist?"

„Welches, Madame?"

„Daß Sie Georg einer Aehnlichkeit wegen aufsuchen wollen," sagte die junge Frau, „während gerade Sie, Herr Graf, auch mir einer Aehnlichkeit wegen von Anfang an aufgefallen sind."

„Und wem sah ich ähnlich?" flüsterte der Graf, und seine Blicke hafteten fest und stier auf den Augen des schönen Weibes.

„Keinem so entsetzlichen Wesen, als Sie zu glauben scheinen," lächelte schalkhaft Georgine — „nur — einem frühern Geliebten von mir — meinem jetzigen Manne."

„Georg Bertrand?"

„Demselben — wenigstens damals, als er noch nicht einen so furchtbaren Bart trug, wie jetzt."

„Sie sind schon längere Zeit verheirathet, Madame?"

„Leider!" seufzte Georgine mit komischem Bedauern.

„Leider?"

„Ich weiß nicht, ob Sie vermählt sind, Herr Graf, aber — es ist doch ein anderes Ding um einen Liebhaber, als um einen Ehemann, und

Monsieur Bertrand ist, besonders in der letzten Zeit, so ernst — ja, ich möchte fast sagen, finster geworden, als ob er die ganze Lust an seiner Kunst verloren hätte."

„Und wenn dem wirklich so wäre?"

„Wenn dem so wäre?" lachte Georgine. „Sie reden gerade, als ob er von seinen Renten leben könnte! Er hat weiter nichts gelernt, als die sogenannte „brodlose Kunst", die uns aber doch ein ganz hübsches Brod abwirft, und die Dressur der Pferde, in der er Meister ist. Sollte er aber jetzt, wo er so Viele in seinem Dienst gehabt, selber Dienste bei einem Herrn nehmen und Bereiter werden? Er hielte es nicht vierundzwanzig Stunden aus."

„Und finden Sie selber Freude an diesem Beruf — an dieser Kunst, wenn Sie wollen?"

„Ich lebe und athme darin," rief Georgine, und ihre Augen leuchteten, ihre ganze Gestalt hob sich. „Auf dem Rücken meines Thieres bin ich ein anderes Wesen, gehöre dieser Erde kaum mehr an, und was dem Fisch das Wasser, der Pflanze das Licht sein mag, ist mir der jauchzende Beifall der Menge, die buntgeschaart mich umgiebt. Ich schwimme dann in einem Meer von Glanz und Licht und Wonne, und — erwache erst, wenn diese Wände hier auf's Neue mich umgeben — einschließen."

„Und doch ist das ein unnatürlich Leben,“ sagte der junge Graf, „das Haus ist eigentlich des Weibes schönster Wirkungskreis.“

„Nicht der meine,“ rief Georgine, indem ein trotziges Lächeln ihre schönen Lippen umspielte. „Das Haus? — ja, für die Weiber, die stricken und nähen und Freude vor ihrem Wäschschrank finden können. Mein Wirkungskreis liegt draußen in der Bahn; ich tanze, fliege durch das Leben, und so — so möcht' ich enden, wenn es denn einmal geschieden, gestorben sein muß. Aber Sie sind Soldat. Sie können sich ja am Besten, am Leichtesten in solche Sehnsucht denken. Und möchten Sie, wie Sie da vor mir stehen, als Mann, das Leben eines Stubenhockers, eines Actenmenschen wählen, der über seinen staubigen Papieren brütet und Licht und Luft und Sonnenschein da draußen ungesehen, unbeachtet wirken, schaffen, segnen läßt? Sie nicht, Sie wahrlich nicht, und gerade so denk' auch ich. Von klein auf zu diesem Beruf herangebildet, hab' ich mit der Muttermilch schon die Lust an solchem Leben eingesogen, und wem das nun einmal im Blute liegt, glauben Sie nicht, daß der sich einer geregelten — einer festgeschnürten Existenz möcht' ich es nennen, einem Gang in der Tretmühle des

menschlichen Lebens je wieder fügen könne. Zugvögel, die wir sind, müssen wir auch die Freiheit des Zugvogels behalten, wenn wir nicht verkümmern, nicht untergehen sollen."

„Und denkt Ihr Gatte eben so?"

„Gewiß — er wäre sonst nicht der, der er ist: Bertrand, der kühnste aller Reiter und — mein Mann. Aber ich plaudere und plaudere, und denke nicht daran, daß es Sie wenig kümmern wird, welche Gesinnungen über ihr Leben eine Kunstreiterin hegt. Von Ihren Sphären sind wir freilich ausgeschlossen und doch — wer weiß, ob nicht so wackere Herzen oft unter dem bunten Tand, mit dem wir uns behängen müssen, wie unter Stern und Ordensbändern schlagen! Doch mein Geschwätz ermüdet Sie; nehmen Sie wieder Platz, Herr Graf, und — wenn Sie es wünschen und etwas Besonderes mit Monsieur Bertrand zu bereden haben, will ich ihn rufen lassen. Der Circus ist nur wenige Schritte von hier entfernt."

„Ich danke Ihnen, Madame," unterbrach sie der Rittmeister. „Meine Zeit ist überdies heute beschränkt, wie die seine wahrscheinlich. Morgen früh wird ihm eher Raum bleiben, mir eine halbe Stunde zu gönnen. Meine Wohnung finden Sie

auf der Karte angegeben. Ich darf Sie bitten, ihm meinen Wunsch mitzutheilen?"

„Ihr Auftrag soll pünktlich vollzogen werden," sagte die Frau, und der Rittmeister, indem er sich dankend verbeugte, grüßte sie achtungsvoll und verließ das Zimmer.

Georgine blieb, die Unterlippe mit den kleinen weißen Zähnen gefaßt, wohl mehrere Minuten in derselben Stellung am Fenster. Sie hielt die Karte, die er ihr gegeben, noch in der Hand, und ihre Augen hafteten darauf.

Kalt wie Eis, murmelte sie dann mit einem spöttischen und doch auch wieder verdrießlichen Lächeln vor sich hin; aber — was er nur von Georg will? Graf Wolf von Geyerstein, Rittmeister — hier — und Adjutant des Fürsten? — Sollte der Fürst — vielleicht wegen des Thurmseils? aber, pah! was hat der mit dem Kunstreiter zu schaffen, daß er einen seiner Adjutanten zu ihm schicken würde? Auch war der Herr Rittmeister nicht in Uniform, sondern in Civil; er hat sich vielleicht geschämt, in Uniform bei uns gesehen zu werden. Aber er wollte Georg sprechen, nicht mich, und eine Aehnlichkeit? — Doch was zerbreche ich mir den Kopf! rief sie plötzlich, die Karte neben sich auf den Tisch wer-

fend. Ob Herr Graf Wolf von Geyerstein Ursache hat, den Kunstreiter Bertrand aufzusuchen oder nicht — was kümmert's mich! Georg mag das selber untersuchen. Die ganze Sache läuft doch nur zuletzt auf einen Pferdekauf hinaus.

„Ist er fort?" sagte in diesem Augenblick der Alte, der seinen Kopf wieder zur Thür herein steckte.

„Wie Du siehst, ja," erwiederte gleichgültig die Frau, „dort unten geht er eben über die Straße."

„War gerade noch so ein Musje da, der Dich sprechen wollte."

„So? — wer?"

„Der geschniegelte und geleckte Bengel mit dem Schnurrbart wie ein Malerpinsel. Silbermann oder Silberfranz — was weiß ich's, wie er heißt! Ich habe ihn gleich an der Treppe abgefertigt."

„Das war recht — ich mag den faden Menschen überhaupt nicht leiden."

„Und wer war der?"

„Ein Graf."

„Und wollte?"

„Georg sprechen."

„Nur Georg?"

„Nur Georg."

Pferdehändler! brummte der Alte und schleppte seine Jacke wieder zum Fenster, an dem er den alten Platz einnahm, mürrisch und finster wie vorher an dem scheckigen, schmutzigen Kleidungsstück weiter zu nähen. Kein Wort mehr wurde zwischen den Beiden gewechselt, die jedes mit den eigenen Gedanken vollständig beschäftigt schienen.

Da schallten Schritte vom Vorsaal herein.

„Georg," sagte die Frau aufhorchend.

„Wird mich wieder zur Probe haben wollen," knurrte der Alte, „aber verdammt will ich sein, wenn ich jetzt einen Schritt hinübergehe. Heute die Rackerei zweimal ist vollständig genug."

Die Thür ging auf, und Monsieur Bertrand betrat in der That das Zimmer, ohne die Beiden aber nur im Mindesten zu beachten. Selbst ohne Gruß kam er herein, warf seinen Hut auf einen Stuhl und schritt dann eine Weile, die Arme fest in einander geschlagen, in dem kleinen Raume auf und ab.

Der Alte warf über die Brille einen forschenden Blick nach ihm hin, nahm aber weiter keine Notiz von ihm, und nur Georgine sagte endlich: „Ist etwas vorgefallen, daß Du so verdrießlich bist?"

„Vorgefallen? — nein," erwiederte der Mann, ohne seinen Spaziergang zu unterbrechen.

„Ist die Erlaubniß zu Deinem Thurmseil noch nicht gekommen?“

„Nein.“

„Und wär' auch kein Schade, wenn sie ganz ausbliebe!“ brummte der Alte. „Mit dem verwünschten Seiltanzen nimmt es noch einmal ein böses Ende. Und wenn Ihr's noch nöthig hättet! Aber die Reiterei ist weit ehrenvoller, und bringt hundert Mal mehr Geld ein, als der halsbrechende Lauf.“

„Aber er macht Aufsehen!“ rief Georgine rasch. „Wenn sich die Kunde verbreitet, daß Georg gewagt hat, was vor ihm noch Keiner wagte, strömt das Volk von nah und fern herzu, ihn zu sehen.“

„Sie denken gar nicht daran,“ sagte der Alte finster, „und Du solltest gerade die Letzte sein, die dem Tollkopf auch noch zuredete, sein Leben an solch einen Quark zu wagen. Was wird aus Dir, aus uns Allen, wenn er den Hals bricht, oder selbst nur zum Krüppel stürzt?“

„Und geht er nicht so sicher auf dem Seil, wie hier auf ebenem Boden?“ rief die Frau.

„Papperlapapp! mir mußt Du so etwas nicht sagen,“ meinte aber kopfschüttelnd der Hanswurst. „Mein Bruder, der lange Franz, mit dem ich meine tollsten Jahre verlebt, war ein so tüchtiger Seil-

tänzer wie nur Einer, und wie er zuletzt glaubte, er könnt's ganz allein, und höher und immer höher stieg, passirte ihm doch einmal etwas Menschliches. Ob er den Krampf bekam, ob er schwindelig wurde — er hat's keinem Menschen mehr erzählt, aber ich seh' ihn noch vor mir, wie er da oben haushoch über die staunende Menschenmenge hinlief, daß wir unten, gegen den grauen Himmel hin, nicht einmal mehr das Seil erkennen konnten — ich sehe ihn noch vor mir, wie er auf einmal schwankte, wie ihm die Stange aus der Hand fiel, und e i n Schrei von den Tausenden — e i n furchtbarer Schrei zu ihm hinaufgellte — dann kam ein dumpfer Schlag und — als ich wieder scheu den Kopf hob, lag ein häßlicher, blutiger Klumpen vor mir — der lange Franz. — Seit dem Tage hab' ich kein Seil wieder betreten."

Bertrand war vor dem Alten stehen geblieben, aber sein Blick schweifte über ihn hin nach seinem Weibe, das halb abgewandt von ihm, die rechte Hand auf das Fensterbret gestützt, den Kopf unwillig und langsam hin und her wiegend am Fenster lehnte.

„Du hättest etwas Gescheidteres thun können," sagte sie jetzt, während der Vater, in der Erinnerung noch zusammenschaudernd, schwieg, „als ihm

gerade heute die Geschichte erzählen. Daß etwas Derartiges passiren kann, weiß ich auch, aber eben die Möglichkeit desselben übt den Reiz auf die Zuschauer, gründet den Ruf des kühnen Läufers. Wäre keine Gefahr dabei, wer würde sich die Mühe geben, auch nur zuzusehen?"

„Du hast gut reden," sagte der Alte finster.

„Und glaubst Du, ich fürchte die Gefahr?" rief rasch und heftig die Frau, „glaubst Du, ich redete ihm zu, wenn ich sie nicht theilen wollte? — Ich werde ihn begleiten."

„Du? — auf dem Thurmseil?" lachte kopfschüttelnd ihr Vater. „Du bist nicht gescheidt!"

„Das geht nicht, Georgine," sagte Bertrand. „Wenn ich mich selber auch sicher genug da draußen weiß, nicht das Schicksal des „langen Franz" zu befürchten, möchte ich doch nicht die Angst für Dich mit hinausnehmen. Außerdem weißt Du selber, daß es viel schwerer ist, zu Zweien als allein das Seil zu begehen."

„Pah! wir sind so oft zu Zweien drauf gewesen."

„Allerdings, doch nicht in solcher Höhe."

„Und welcher Unterschied ist zwischen Haus- und Thurmhöhe? Ein Sturz wäre von der einen genau so verderblich wie von der anderen."

„Gewiß! aber Du selber hast ein Seil in solcher

Höhe noch nie betreten; Du weißt nicht, wie es Dich erregen würde — doch wir streiten da um einen ganz nutzlosen Gegenstand. Bis jetzt hat es mir der Magistrat verboten, und ob mein direct an den Fürsten gerichtetes Gesuch einen andern Erfolg haben wird, weiß ich noch nicht."

„Ein Adjutant des Fürsten war heute Morgen hier," sagte Georgine; „ich bezweifle aber, ob in der Angelegenheit. Jedenfalls wollte er Dich sprechen."

„Ein Adjutant des Fürsten?" rief Bertrand rasch — „und weßhalb hast Du mich da nicht rufen lassen?"

„Er hatte keine Zeit. Dort liegt seine Karte. Er ersucht Dich, ihn morgen früh zwischen acht und zehn Uhr zu besuchen."

„Sonderbar!" sagte Bertrand und schritt langsam zu dem Tisch, auf dem die Karte lag. Georgine hatte sich dem Fenster zugewandt und sah hinaus, und der Alte nähte den letzten abgerissenen großen weißen und ballähnlichen Knopf an seine Jacke.

„Nun?" sagte Georgine endlich, als Bertrand noch immer schwieg, indem sie sich nach ihm umdrehte. „Kennst Du den Herrn?"

Bertrand antwortete nicht. Er hielt die Karte zwischen den Fingern; seine Augen hafteten darauf, aber er sprach kein Wort. Georgine schritt

hinüber zu ihm und sah über seine Schulter auf die Karte nieder; erst als er noch immer nicht sprach, schaute sie zu ihm auf und erschrak über die plötzliche Blässe seiner Züge.

„Was fehlt Dir, Georg?“ rief sie. „Du siehst kreideweiß aus. Was i st mit dem Fremden?“

„Kreideweiß?“ lächelte Bertrand, aber ihrem scharfen Blick entging nicht, welche Gewalt er sich dabei anthun mußte, wenn er auch sonst seine ganze Fassung und Ruhe behielt. — „Du träumst. Aber wer brachte diese Karte?“

„Der, dessen Namen sie trägt.“

„Wolf von Geyerstein,“ flüsterte Bertrand halblaut vor sich hin, aber es war, als ob er die Worte mehr zu sich selber spräche, als sie für ein anderes Ohr bestimmte.

„Du kennst ihn?“ fragte die Frau, und ihre Augen hingen erwartend an denen des Gatten.

„Ich kenne den Namen,“ sagte dieser ruhig — „kannte wenigstens Einen, der ihn trug — aber das ist lange Jahre her und war auch an einem andern Orte — weit von hier.“

„Und der hieß Wolf von Geyerstein?“

„Nein — sein Vorname ist mir jetzt entfallen; aber der — lebt auch nicht mehr.“

„Ein Verwandter denn — ein Bruder vielleicht?“

„Möglich," sagte Bertrand gleichgültig, „aber wir werden ja sehen. Also morgen?"

„Morgen früh zwischen Acht und Zehn. — Du glaubst also nicht, daß es auf Deine Eingabe Bezug haben könnte?"

„Und warum nicht? — was sonst hätte ich mit einem Adjutanten des Fürsten zu thun und zu verkehren? — Aber mach' Dich fertig; die Zeit vergeht, und es muß drei Uhr vorbei sein. Die Leute drängten sich schon zur dritten Gallerie, als ich herüberkam."

„Heute giebt's eine gute Einnahme," sagte der Alte, der seinen Plunder aus den verschiedenen Zimmerecken zusammensuchte — „wo zum Teufel ist jetzt meine Pritsche? Ich habe sie gestern Abend dort auf den Stuhl gelegt."

Georgine verließ das Zimmer, noch Einiges für ihre Garderobe zusammenzusuchen, und Georg stand noch immer und starrte still und schweigend auf die Karte nieder, bis er sich endlich, als er die Frau zurückkommen hörte, davon losriß und seinen Hut ergriff.

Es war in der That Zeit für den Circus, und alle anderen Gedanken nahm der Augenblick vollkommen in Anspruch.

4.

Ueber den Landgrafen-Platz wälzte sich eine jubelnde Volksmasse herüber, als Graf Geyerstein gerade das Haus verlassen wollte. Ein Kameel, mit einem Affen auf dem Rücken, wurde dort vorbeigeführt, und von allen Seiten strömte das Meßvolk hinzu, den seltenen Anblick zu genießen.

Eine Equipage, die des Weges kam, sah sich der Menschenmasse plötzlich gegenüber, und da der Kutscher vielleicht auch fürchten mochte, daß seine lebhaften Pferde vor dem Kameel sich scheuen könnten, so bog er rasch nach rechts in die, wenn auch schmale, doch kurze Rosenstraße ein, dadurch dem lärmenden Volk aus dem Wege zu kommen.

Der Graf von Geyerstein hörte wohl das Rasseln der Räder, das jauchzende Toben der sich heranwälzenden Schaar, aber er sah nicht, was um ihn her vorging. Den Hut fest in die Augen gedrückt, die Blicke am Boden, schritt er aus dem

Hause, und wollte eben links nach dem Platze zu einbiegen, als eine lachende Mädchenstimme seinen Namen rief.

Fast unwillkürlich schaute er empor und sah sich der Equipage des Kriegs-Ministers von Ralphen gegenüber, der, mit seiner Tochter Melanie im Fond, mit Rosalie und ihrer Gouvernante auf dem Rücksitz, von einem Besuch oder einer Spazierfahrt nach Hause zurückkehrte.

Rosalie nickte ihm freundlich zu, und während ihn auch die Excellenz grüßte, bemerkte er nicht, wie Melanie den erstaunten Blick auf ihm haften und dann nach dem Hause hinaufschweifen ließ. Da erkannte sie oben am Fenster die Gestalt Georginens, und als sie mit kalter Verbeugung seinen überraschten Gruß erwiederte, war der Wagen im nächsten Augenblick die Straße hinab verschwunden. Der Rittmeister aber, ohne ihnen auch nur nachzuschauen, fand sich gleich darauf in dem das Kameel umtobenden, lachenden, kreischenden Schwarme von Menschen, durch den hindrängend er seinen Weg heimwärts suchte.

Seinen Burschen Karl fand er dort übrigens schon in Verzweiflung seiner harrend, denn eine Ordonnanz hatte einen Befehl des Fürsten gebracht, der ihn eine Stunde vor Tafel in's Schloß

berief, und bis er Toilette machen konnte, war die Zeit verstrichen.

Karl schüttelte auch, während er seinem Herrn dabei half, sehr bedenklich mit dem Kopfe, denn der Rittmeister sprach, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, kein Wort. Nur als er fertig war, begehrte er einen Wagen und fuhr in's Schloß.

Dienstsachen hielten ihn dort bis zur Stunde des Diners beschäftigt, und das Diner selber verlief dann, wie alle derartigen steifen Festtafeln gewöhnlich verlaufen.

Es waren ungefähr fünfzig Personen geladen worden, und die Säle schwärmten dazu im wahren Sinne des Wortes von geschäftigen und müßigen Lakaien in höchster Galla und in höchster Eile, die herüber und hinüber stürzten, das zu besorgen und auszuführen, wozu beim dritten Theile von ihnen die Hälfte überflüssig gewesen wäre.

Der Haushofmeister prüfte noch mit scharfer Brille die Etiquetten und Siegel der verschiedenen Flaschen, und befahl, welche Sorten in Eis zu bleiben hatten, welche nicht, und der an die Suppe stationirte Beamte' warf schon verzweiflungsvolle Blicke nach den beiden an die Flügelthüren postirten Lakaien hinüber, denn seit einer vollen Viertelstunde war Sr. Königlichen Hoheit angezeigt, daß

die Tafel servirt wäre, und trotzdem kamen die Herrschaften nicht.

Noch einmal zu erinnern, ging auch nicht an — aber der Magen des gnädigsten Herrn half ihnen endlich aus der Noth. Er gab das Zeichen, die Flügelthüren schossen aus einander, und der ganze Zug der Herrschaften und Gäste bewegte sich unter der geheimnißvollen Leitung des Hausmarschalls in den Saal. Im Nu war Jedem hier sein Platz bezeichnet — nicht nach geselliger Wahl, sondern nach strengem Standesunterschied und Rang, und wie die Zähne eines trefflich in einander greifenden Räderwerkes schoben sich jetzt die Teller, von weißen Handschuhen lautlos dirigirt, zwischen die Sitzenden. — Und Gänge und Weine wechselten wie das Gespräch, das, jetzt lebendiger werdend, hin und wieder flog und dem nur einzelne, mit Liebe den Getränken zusprechende alte Herren hartnäckig widerstanden.

Und wie süß die Damen lächelten, und wie rücksichtsvoll die Herren sprachen, und wie heimlich, aber deßhalb nicht weniger gut gemeint, der Haushofmeister einem oder dem andern der unaufmerksam gewesenen Lakaien einen Knuff versetzte und ihn blitzesschnell bald da, bald dort hinübersandte!

Da klirrte ein Teller auf den getäfelten, spiegelglatten Boden nieder und zerbrach in tausend Scherben — der Haushofmeister wurde todtenbleich. Der arme Sünder, der das Verbrechen verübt, stand wie vernichtet — aber keiner der Herrschaften oder Gäste wandte den Kopf. Nur ein paar nervenschwache Damen zuckten zusammen — sonst hatte Niemand es gehört, und die übrigen Lakaien, hier und da einen lächelnden Blick mit einander wechselnd, flogen eifriger, geschäftiger umher als je.

Der Fürst legte endlich seine Serviette auf den Teller und richtete sich empor. Die Tafel war aufgehoben, und in den zunächstliegenden Gemächern wurde der Kaffee umhergereicht.

Dort sammelten sich die Gäste in verschiedenen Gruppen, während Se. Königliche Hoheit von einer zur andern ging, ein paar freundliche Worte bald an Den, bald an Jenen richtend.

Graf Geyerstein hatte sich indeß umsonst bemüht, in die Nähe der ebenfalls anwesenden Comtesse Melanie zu gelangen. Zuerst war die Comtesse von der Fürstin selber in Anspruch genommen, und dann fand er sie zwischen zwei alte verwitterte Staatsdamen so hineingezwängt, daß ihr von keiner Seite beizukommen war. Auch

schien sie das gar nicht zu wünschen, denn sie unterhielt sich auf das Lebhafteste mit den beiden von Bändern und Schmuck bedeckten Ueberresten eines vergangenen Jahrhunderts und hatte für Niemanden weiter im Saale Augen.

An einem der Fenster fand er endlich den Cabinets-Secretair des Fürsten in lebhaftem Gespräch mit zwei jungen Damen wie ein paar anderen Herren, und der Name des Kunstreiters Bertrand fesselte hier zuerst seine Aufmerksamkeit. Er trat näher und traf die kleine Gruppe in lebendiger Debatte, weniger über die Leistungen des Mannes und seiner Gesellschaft, — als seine Familienverhältnisse. In der Stadt hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, Madame Georgine stamme aus einer altadeligen französischen Familie und sei von dem kühnen Reiter und Seiltänzer unter den abenteuerlichsten Verhältnissen aus einem Kloster entführt und zum Kunstritt erzogen worden. Ueber die Sache selber schien man auch vollständig einig, nur über den frühern Namen der Dame schwankten die Meinungen, und Alles wandte sich in vollem Eifer gegen den jungen Grafen, als dieser das ganze Gerücht bezweifeln wollte. War er doch im Begriff, sich an der ganzen Gesellschaft

zu versündigen, indem er ihr den pikantesten Stoff zur Conversation damit zu rauben gedachte.

Wie die Debatte gerade am Lebendigsten war, näherte sich der Fürst mit einem jungen Fremden, der sich seit einigen Tagen in *** aufhielt, der Gruppe, die sich augenblicklich gegen ihn öffnete.

„Ah, lieber Geyerstein," wandte er sich zugleich gegen den Rittmeister, „was für einen Kampf führen Sie denn hier? Aber ich weiß nicht einmal, ob sich die Herren schon kennen? — Rittmeister Graf von Geyerstein — Graf Selikoff aus St. Petersburg. — Doch um was handelte hier Ihr Streit, wenn man fragen darf?"

Die beiden jungen Leute verbeugten sich gegen einander, und Fräulein von Zabbern, die eine der Damen, antwortete: „Um kein Geheimniß, Königliche Hoheit, und doch auch wieder ein Geheimniß, nämlich um die Abstammung der Frau des Kunstreiters."

„Ah, apropos, Lerchenstein, wie steht denn die Sache mit jenem Monsieur Bertrand?" wandte sich der Fürst an seinen Geheim-Secretair. „Haben Sie mir nicht gestern Morgen etwas darüber vorgelegt?"

„Allerdings, Königliche Hoheit. Es betraf die verweigerte Erlaubniß des Magistrats, daß der

etwas tollkühne Mensch zwischen den beiden Thürmen der Katharinenkirche ein Seil aufspanne, um darauf seine Künste zu zeigen."

„Ganz recht. Jetzt erinnere ich mich. Ja, was soll man da thun? Der Magistrat wird wohl seine Gründe gehabt haben, es ihm zu verbieten, wenn ihm auch eigentlich kein Mensch verwehren kann, seinen Hals zu wagen. Meinen Sie nicht, Geyerstein?"

„Ich meine, Königliche Hoheit, daß es ein wohlthätiges Verbot war. Es heißt an Gott gefrevelt, seine Glieder in solcher Weise der fast gewissen Gefahr preiszugeben."

„Das nehmen Sie aber doch wohl zu ernst, lieber Geyerstein," sagte der Fürst; „denn wenn Sie so weit gehen wollen, dürfte ich das Seiltanzen überhaupt nicht gestatten. Ich meines Theils thäte das auch mit dem größten Vergnügen, aber wo die Grenze nachher ziehen zwischen gefährlichen und weniger gefährlichen Künsten, und wie stände es dann selber um die Equilibristik?"

Der Rittmeister schwieg, denn er erinnerte sich, daß er fast dieselben Einwendungen, mit beinahe den nämlichen Worten vor ganz kurzer Zeit der Comtesse Melanie gemacht. Fräulein von Zahbern aber rief: „Der Herr Rittmeister ist ein durch-

aus grausamer Mensch, er will uns jede Unterhaltung rauben."

„Und würden Sie, mein gnädiges Fräulein, wirklich eine Unterhaltung darin finden," entgegnete der Rittmeister, „einen Menschen zwischen zwei Thürmen auf einem dünnen Seile spazieren gehen zu sehen? Würden Sie sich an einem Schauspiel ergötzen können, bei dem Sie jeden Augenblick fürchten müßten, daß es damit endete, Ihnen den zerschmetterten Leichnam vor die Füße zu senden?"

„Sie gebrauchen gräßliche Ausdrücke, Herr Graf," rief das gnädige Fräulein, ihren Fächer in Schauder vor die Augen hebend; „aber Monsieur Bertrand fällt auch nicht herunter, er ist ja ein Seiltänzer."

Graf Geyerstein zuckte die Achseln. Selikoff aber sagte: „Ich glaube, das gnädige Fräulein hat im Grunde recht. Der Broderwerb fast aller dieser sogenannten Meßkünstler ist lebensgefährlich, seien das nun Kunstreiter, Seiltänzer, Thierbändiger, Feueresser, oder was immer, und wollte man die Leute aus übertriebener Humanität daran verhindern, sich möglicher Weise den Hals zu brechen, so gäbe man sie sicher dem Verhungern preis, oder zwänge sie wenigstens, ihr Brod, das sie nun einmal haben müssen, sich auf irgend

eine andere ungesetzliche Art und Weise zu erwerben."

„Das ist schön von Ihnen, Herr Graf," rief das Fräulein von Zahbern, fröhlich in die Hände schlagend, „daß Sie uns das Wort reden, dem sehr gestrengen Herrn Rittmeister gegenüber."

„Aber, mein gnädiges Fräulein..."

„Ich lasse gar keine Entschuldigung gelten," rief die junge Dame, „denn Sie gerade sollten der Letzte sein, der sich halsbrechenden Künsten widersetzt."

„Und warum ich?"

„Weil Sie fortwährend die wildesten, unbändigsten Pferde ganz unnöthiger Weise selber reiten, und wenn Sie den Seiltanz verboten haben wollen, trage ich bei Sr. Königlichen Hoheit wahrhaftig darauf an, daß er Ihnen auch verbietet, Ihr Leben so muthwillig dem Eigensinne des ersten, besten Pferdes preiszugeben."

„Ich glaube selber, Sie sind da zu streng, mein guter Geyerstein," sagte jetzt auch der Fürst. „Es ist einmal Messe, und wenn ich dem Seiltänzer verbieten will, sein Seil so hoch zu spannen, wie es ihm beliebt, muß ich auch dem Menagerie-Besitzer — wie heißt er gleich? — untersagen, mit den Hyänen zu frühstücken und seinen Kopf in des Tigers Rachen zu stecken."

„Also befehlen Königliche Hoheit?“ fragte der Secretair.

„Lassen Sie den Magistrat ersuchen, dem Manne kein Hinderniß in den Weg zu legen,“ sagte der Fürst.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit.“

„Und — was ich noch gleich sagen wollte,“ fuhr der Fürst fort, „wo steckt denn eigentlich unsere kleine Comtesse von Ralphen? Ich habe mich in der letzten Viertelstunde vergebens nach ihr umgesehen.“

„Dort drüben, mein gnädigster Herr,“ erwiederte der Rittmeister, mit einer leichten Verbeugung nach der Richtung hinüberdeutend, in der er die junge Dame wußte. „Comtesse Melanie hat sich den beiden Staatsdamen angeschlossen.“

„Ah — danke — kommen Sie, Selikoff; ich sehe unsere schöne Comtesse schon; also auf Wiedersehen!“ Und mit freundlichem Nicken verließ er die sich tief verbeugende Gruppe.

Natürlich hatte das Gespräch dadurch augenblicklich eine andere Wendung genommen. Der Kunstreiter, dessen Sache man überdies als erledigt betrachtete, war vergessen, und die Unterhaltung drehte sich ausschließlich um den jungen, fremden Grafen Selikoff, den Einige mit einer gehei-

men politischen Mission am hiesigen Hofe betraut haben wollten. Er sollte dabei steinreich und, einer der ersten russischen Familien angehörend, sogar der Liebling des Czaaren sein; so wenigstens behauptete Fräulein von Zahbern, die einen wahren Schatz von Kenntnissen in dieser Angelegenheit entwickelte.

Graf Geyerstein hatte sich indessen schon lange von der Gruppe zurückgezogen und verfolgte fast unwillkürlich mit den Blicken den jungen Russen, mit dem der Fürst gerade jetzt zur Comtesse von Ralphen trat. Ihm war es fast, als ob Melanie's Auge über die Schulter des Fremden hin ihn gesucht habe — aber er hatte sich doch wohl geirrt, oder die neue Bekanntschaft nahm sie so in Anspruch, daß sie des alten Freundes nicht weiter gedachte. Wie süß und lieb sie den jungen Fremden anlächelte, und wie leichtherzig tändelnd das schöne Mädchen, als der Fürst sie sich selber überlassen hatte, mit ihm den Salon hinunter schritt!

„Cher comte! Sie schneiden ein ganz verzweifelt finsteres und festwidriges Gesicht," lächelte in diesem Augenblicke ein kleiner, schmächtiger, mit Goldstickereien und Orden fast bedeckter Herr, der, den dreieckigen Hut unter den Ellbogen gedrückt, seinen Arm vertraulich in den des Grafen schob.

Es war eine eigenthümliche und, einmal gesehen, kaum wieder zu vergessende Persönlichkeit, dieser Herr von Zühbig, dessen Gesicht mit dem tief hinabgedrehten, schwarzen Schnurrbart, wie den hinaufgezogenen, etwas starken Augenbrauen den unverkennbaren Ausdruck trug, als ob er permanent über irgend einen Gegenstand sein äußerstes, aber auch unterthänigstes Bedenken ausdrücken wolle. Der Mann sprach auch eigentlich nie, er lispelte nur, und lispelte dabei so süß, so lieb, so herzlich, recht aus tiefster Seele, daß man ihm zuletzt den Schnurrbart gar nicht mehr glaubte.

„Habe ich wirklich so ein finsteres Gesicht gemacht, Herr Intendant?" sagte Geyerstein, sich zu ihm wendend.

„Entsetzlich," rief der Höfliche, und die Augenbrauen berührten fast das wohlgelockte und geölte Haar.

„Dann denunciren Sie diesen Verstoß gegen die Etiquette um Gotteswillen nicht dem Ceremonienmeister. Uebrigens gebe ich Ihnen die Versicherung, daß es nur ganz in Gedanken geschehen sein kann, ohne den geringsten Grund, denn ich dachte wirklich eben nur an ganz gleichgültige, unbedeutende Sachen."

„Apropos, Herr Graf, haben Sie die neue

Robe unserer Allergnädigsten schon bewundert? Sie ist wirklich magnifique."

„Ich muß Ihnen meine Unaufmerksamkeit gestehen; ich habe es in der That noch nicht gethan."

„Dann versäumen Sie keinen Augenblick länger, cher comte. Die Herrschaften werden sich überdies sehr bald wieder zurückziehen. Unser gnädigster Herr war so unendlich huldreich heute — Sie hatten vorher eine längere Audienz bei Sr. Königlichen Hoheit, nicht wahr? Wohl Dienstsachen?"

„Allerdings."

„Königliche Hoheit haben nichts über die gestrige Vorstellung erwähnt?"

„Nicht, daß ich mich erinnere."

„Herr General-Intendant," flüsterte in diesem Augenblicke ein Kammerherr an seiner Seite, „Se. Königliche Hoheit wünschen..."

„Zu Befehl!" rief der Geschmeidige, indem er in dem Moment auch fast um wenigstens sechs Zoll kleiner wurde, und den Arm des Kammerherrn ergreifend, schritt er mit diesem, nach einem huldreichen, überglücklichen Lächeln gegen den Grafen, der Richtung zu, in der sich der Fürst befand, unterwegs indessen die ihm übersandten Befehle des Herrn entgegenzunehmen.

Noch stand der Rittmeister auf seiner Stelle, wo ihn von Zühbig verlassen hatte, als ein Herr, ein großer, stattlicher Mann mit militairischem Anstand, aber glatt rasirtem Gesichte, mehr jedoch noch durch seinen einfach schwarzen Frack, an dem nicht ein einziger Orden prangte, gegen die übrige gestickte, geschmückte und uniformirte Gesellschaft abstechend, zu ihm trat. Es war der amerikanische Gesandte, Oberst Pollard, erst seit kurzer Zeit in ***.

„Mein Herr Graf," redete er den jungen Mann an, den er schon früher kennen gelernt und liebgewonnen hatte, „ich muß Sie um eine Auskunft bitten."

Der Graf verbeugte sich leicht.

„Wer war der Herr, der Sie eben verlassen hat?" fragte der Oberst. „Es soll ein französischer General bei Tafel gewesen sein. — War jener Herr vielleicht...?"

„Da thun Sie ihm Unrecht," lächelte der Rittmeister. „Herr von Zühbig ist der harmloseste und am wenigsten blutdürstige Mann seines Jahrhunderts, obgleich allwöchentlich zahlreiche Personen unter seiner Leitung theils erstochen werden, theils an gebrochenem Herzen sterben."

„Sie sprechen in Räthseln."

„Es ist der General-Intendant unseres Hoftheaters."

„Und trägt einen wahren Panzer von Orden?" sagte der Amerikaner erstaunt.

„Mr. Pollard," lachte der Graf, „Sie sind erst zu kurze Zeit in Deutschland, um sich hier an unsere Sitten und Gebräuche schon hinlänglich gewöhnt zu haben. Aber — erinnern Sie sich wohl, daß Sie mir neulich einmal von Ihren Indianern erzählten, die gewisse Kerbhölzer haben sollen, an denen sie ihre verschiedenen Zeitabschnitte sowohl, wie außergewöhnliche Begebenheiten ihres Lebens anzeichnen?"

„Allerdings."

„Nun gut! — unsere Höflinge — das Wort jedoch in der freundlichsten Weise gebraucht — sind eben so die Kerbhölzer der Fürsten, an denen sich dieselben für alle Geburts-Anzeigen befreundeter Höfe, für Besuche auswärtiger Potentaten, überhaupt für festliche und außergewöhnliche Gelegenheiten — ein Zeichen machen. Für ein so zierliches Kerbholz gehört aber auch, wie Sie mir zugestehen werden, ein zierlicher Schmuck, und — voilà."

Oberst Pollard lächelte still vor sich hin, als plötzlich eine allgemeine Bewegung in den Salons

entstand. Die Herrschaften zogen sich zurück, und die Gruppen der Gäste neigten sich tief und ehrfurchtsvoll dem Herrscherpaar. Und jetzt auf einmal kam reges natürliches Leben in die bis dahin noch so steife, förmliche Menschenmenge. Alles brach auf, und wie der Fürst mit der Fürstin den Saal verlassen hatte, zogen sich die Gäste ebenfalls den Thüren zu.

Der Amerikaner war von dem jungen Grafen durch einige dazwischentretende Herren vom Hofe getrennt worden, als sich Graf Geyerstein wieder angeredet sah.

Es war diesmal durch eine ihm eben nicht angenehme Persönlichkeit, mit der er bis jetzt auch noch keinen Verkehr gehalten hatte: ein noch sehr junger, ungemein geschniegelter, Parfüm duftender Herr, mit kleinem, stark gewichstem, pechschwarzem Schnurrbart, gebogener Nase und sehr lebendigen, rasch umherschweifenden schwarzen Augen, zwei große ausländische Ordenskreuze auf der Brust, mit Einem Worte, der Sohn eines erst vor kurzer Zeit baronisirten, sehr reichen Banquiers, dessen Vater mit dem Hofe in fortwährender Verbindung stand.

„Herr Graf," sagte der junge Mann, sich selbstgefällig dem Rittmeister vorstellend, „Sie müssen

mich entschuldigen, wenn ich mir die Freiheit nehme, mich selber bei Ihnen einzuführen. Ich bin Baron Hugo von Silberglanz und habe schon lange nach dem Vergnügen und der Ehre getrachtet, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.“

„Herr Baron,“ sagte der Graf, „es war mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben;“ und sich leicht und kalthöflich vor ihm neigend, schritt er an ihm vorüber den Saal entlang.

Baron Hugo von Silberglanz blieb, etwas verdutzt über diesen Empfang, noch einige Secunden an derselben Stelle stehen, als er den Blick des Geheimen Medicinalrathes von Zädnitz mit innigem und boshaftem Vergnügen auf sich haften sah. Er fühlte, wie er roth wurde, und sich rasch und mit einem vollständig gleichgültigen Blicke emporraffend, warf er den Kopf zurück und schritt einem der Seitengemächer zu.

Graf Geyerstein indessen, der schon gar nicht mehr an den faden Menschen dachte, suchte noch der Comtesse Melanie zu nahen, denn bis jetzt war er nicht im Stande gewesen, ein einziges Wort mit ihr zu wechseln — aber es gelang ihm nicht. Einmal glaubte er allerdings, daß ihr im Saale umherschweifendes Auge ihn wenigstens streifte — doch konnte sie ihn nicht gesehen haben, denn

schon im nächsten Moment wandte sie sich wieder ihrem jetzigen Begleiter, dem jungen Grafen Selikoff zu, an dessen linker Seite Fräulein von Zahbern dahinschritt und sehr angelegentlich auf ihn einsprach.

„Sehen Sie nur, wie sich die Zahbern an den Selikoff drückt, und wie bezaubernd sie zu ihm hinüber lächelt,“ flüsterte nicht weit von ihm der Cabinets-Secretair einem neben ihm gehenden Kammerherrn des Fürsten zu.

„Das hilft ihr doch nichts,“ erwiederte dieser, „er scheint nur Auge und Ohr für die kleine Ralphen zu haben.“

„Die arme Zahbern,“ lächelte der Secretair, „und sie giebt sich so viel Mühe!“

„Und hat schon so viel bittere Erfahrungen gemacht!“ sagte der Kammerherr.

Die beiden Herren schlenderten langsam der Thür zu, ließen sich draußen von den Lakaien ihre Paletots überhängen und stiegen die Treppe hinunter, ihren Wagen dort zu erwarten. Auch Graf Geyerstein folgte ihnen und sah eben nach, wie der junge Russe mit dem Kriegs-Minister von Ralphen und Melanie in deren Equipage stieg und in die Stadt hineinfuhr.

„Aber, Herr Graf, Sie antworten mir ja gar

nicht," sagte in diesem Augenblick eine vorwurfsvolle Stimme an seiner Seite, und Fräulein von Zahbern schaute mit einem freundlich verweisenden Blicke zu ihm auf.

„Mein gnädiges Fräulein, ich bitte tausend Mal um Entschuldigung — das Rasseln der Wagen — Sie befehlen?"

„Gar nichts, lieber Graf; ich meinte nur, daß der junge Graf Selikoff ein höchst liebenswürdiger Mensch ist — er war so artig; die alte Excellenz weiß auch wohl, was sie thut."

„Wer? — Herr von Ralphen?"

Fräulein von Zahbern nickte.

„Der junge Graf ist steinreich, ein Wort, das man ganz vorzüglich von den Russen gebrauchen kann, denn sie wühlen in Diamanten, und bei Ralphens sollen die Vermögensverhältnisse — Sie wissen, man munkelt da Verschiedenes."

„In Kaffee-Gesellschaften?"

„Nur nicht boshaft, wenn ich bitten darf!"

„Aber, mein gnädiges Fräulein..."

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollten — auf uns arme Frauen wird von diesen sogenannten Herren der Schöpfung am Liebsten gleich Alles gewälzt. Das habe ich übrigens aus ganz sicherer Quelle und nicht aus einer Kaffee-Gesellschaft."

„Daß die sogenannten Herren der Schöpfung...?"

„Da nicht sehen wollen, wo sie selber blind sind," sagte die junge Dame mit sehr scharfer Betonung das selber.

„Und sind sie da nicht vollkommen entschuldigt?" lächelte der Graf.

„Der Kriegs-Minister wird Alles daran wenden, den Russen hier zu fesseln," fuhr die junge Dame fort.

„Glauben Sie?"

„Was die Augen sehen, glaubt das Herz."

„Und wenn wir den Satz umdrehen?"

„Sie sind unausstehlich heute, Graf!" rief die Dame; „für meine freundliche Warnung hätte ich andern Dank verdient."

„Für Ihre Warnung, mein gnädiges Fräulein?" sagte Graf Geyerstein erstaunt.

„Thun Sie nur nicht so unschuldig," rief die junge Dame, „und trauen Sie der Residenz nicht zu, daß sie blind ist, wenn Sie blind sein wollen. Sie kennen doch die Fabel vom Strauß?"

„Mit dem Kieselsteine-Verschlucken?"

Fräulein von Zahbern wollte etwas darauf erwiedern, aber sie biß sich auf die Lippen. „Wem nicht zu rathen ist, lieber Graf," sagte sie endlich,

indem sie sich gegen ihn verneigte, „dem ist auch nicht zu helfen — ich sehe, da ist mein Wagen — à revoir.“

„Mein gnädiges Fräulein...“

„Apropos — werden Sie heute Abend den Circus besuchen?“

„Es ist Meß-Sonntag.“

„Leider Gottes, und ich ginge so gern! Madame Bertrand soll eine reizende Frau sein. Graf, Graf, nehmen Sie sich in Acht!“

Fräulein von Zahbern drohte ihm dabei, als er ihr gerade den Arm bot, sie in den Wagen zu heben, lächelnd mit dem Finger.

„Wieder eine Warnung, mein gnädiges Fräulein?“ fragte der Rittmeister.

„Ich will weiter nichts gesagt haben,“ erwiederte die Dame, und die weitere Unterhaltung wurde durch das Anziehen der Pferde abgebrochen.

Der Rittmeister schritt langsam seiner eigenen Wohnung zu.

5.

Am nächsten Morgen war Graf Geyerstein früh aufgestanden und hatte einige Briefe geschrieben. Nach dem Frühstück ging er unruhig in seinem Zimmer auf und ab, und sah wohl hundert Mal nach der Uhr, deren Zeiger ihm nie so langsam fortgeschlichen waren, wie gerade heute.

Endlich schlug es acht. Sein Bursche Karl trat herein und fragte nach den Briefen, die ihm der Herr Rittmeister befohlen hätte auf die Post zu schaffen.

„Warte noch einen Augenblick, ich bin noch nicht fertig," lautete die Antwort. „Hat noch Niemand nach mir gefragt?"

„Noch nicht, Herr Rittmeister."

„Ich werde Dich rufen, wenn ich Dich brauche."

Der Bursche schloß die Thür wieder, und der Rittmeister setzte mit untergeschlagenen Armen seinen unruhigen Spaziergang fort.

Es schlug halb neun, da klingelte draußen die Vorsaalthür, und der Rittmeister zuckte zusammen. Er blieb stehen und horchte; draußen wurden Stimmen laut, und gleich darauf trat Karl ein und überreichte ihm eine Karte, die den einfachen, außerordentlich fein darauf gestochenen Namen trug „George Bertrand."

„Es ist gut," sagte der Rittmeister; „laß — laß den Herrn eintreten — aber warte. Hier, nimm das gleich mit fort: diese beiden Briefe auf die Post — diese Bücher hier kommen zum Buchbinder, und hier die Koppel trägst Du zum Sattler und läßt Dir eine andere Schnalle für die gebrochene ansetzen. Du magst gleich darauf warten."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Also bitte den Fremden, einzutreten, und halt Dich nicht länger auf, als nöthig ist."

Der Bursche verschwand wieder, gleich darauf aber öffnete sich auf's Neue die Thür und schloß sich hinter dem eingetretenen Fremden, der mit leiser, aber fester Stimme und leichter Verneigung sagte: „Sie haben gewünscht, mich zu sprechen, Herr Graf."

Graf Geyerstein stand der hohen, männlichen Gestalt des Kunstreiters Bertrand gegenüber, aber er antwortete keine Sylbe. Todtenbleich sah er

dabei aus; jeder Tropfen Blut hatte seine Wangen verlassen, und nur seine Blicke hafteten fest, ja stier auf den Zügen Bertrand's.

„Sie haben gewünscht, mich zu sprechen, Herr Graf," wiederholte der Kunstreiter endlich — aber noch leiser als vorher.

Da streckte der Graf die Arme nach ihm aus.

„Georg," sagte er mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme — „Bruder Georg!"

Monsieur Bertrand rührte sich nicht. Er hatte die Zähne auf einander gebissen und sah fest und ernst in die Züge des Grafen — aber es war nur ein Moment — im nächsten warf er sich an seine Brust, und die beiden Männer hielten sich stumm und schweigend Herz an Herz in eiserner Umarmung fest umschlossen.

„Ich hatte keine Ahnung, Dich hier in ***schen Diensten zu finden," flüsterte endlich Georg, als er sich langsam, die Augen von Thränen gefüllt, wieder emporrichtete.

„Ich kannte Dich auf den ersten Blick, wie ich Dich die Straße niederreiten sah," erwiederte der Rittmeister — „aber, Georg, um Gottes — um unserer Eltern willen — welchen Lebensweg hast Du gewählt? Was konnte Dich in diese Bahn schleudern?"

„Wir sind allein?“ sagte Georg, während er einen Blick nach der Thür warf.

„Vollkommen und ungestört. Mein Bursche ist fort; außerdem weiß er, daß er nicht horchen darf. Setze Dich zu mir hieher.“

Georg zögerte einen Augenblick, dann legte er seinen Hut ab und ließ sich still neben dem Bruder nieder, der seine Hand ergriff und bittend sagte: „Jetzt sprich, Georg — gestehe mir Alles — Alles, was geschehen ist, schütte Dein ganzes Herz in meine Brust aus, und laß mich dann Mittel und Wege finden, Dir zu helfen — Dich zu retten.“

„Mich zu retten?“ lächelte aber Georg bitter vor sich hin, „das ist vorbei — zu spät, und ich glaubte auch die Vergangenheit schon fest und sicher abgebrochen, glaubte mit der Welt und meinem frühern Namen abgeschlossen zu haben, als Deine Karte gestern all' diese Hoffnungen und Pläne mit Einem Schlage über den Haufen warf.“

„Und so lange bist Du schon nach Deutschland zurückgekehrt, ohne selbst mir ein Lebenszeichen zu geben!“ sagte Wolf vorwurfsvoll.

„Ich wagte es nicht,“ flüsterte Georg, finster das Antlitz zur Seite wendend. „Ich vermied sogar, die heimischen Grenzen zu betreten, denn ich fürch-

tete, erkannt zu werden, fürchtete, mich selber zu verrathen, und — mochte den Spott Derer nicht ertragen, die ich früher — als meines Gleichen wußte."

„Georg," sagte der Bruder tief bewegt, „nicht um Dir Vorwürfe über Vergangenes zu machen, hab' ich Dich aufgesucht, hab' ich Dich gebeten, zu mir zu kommen. Deine eigenen Worte jetzt gestehen mir Alles, was ich Dir darüber zum Herzen reden könnte; denn Du, der sich seinen Lebensberuf darin gewählt hat, dem Tod in seiner häßlichsten Form zu trotzen, schämst Dich jetzt, Denen unter die Augen zu treten, die früher Deines Gleichen waren und aus deren Kreisen Du fort — hinab gestiegen bist. Daß Du das aber fühlst, bürgt mir auch für die Erfüllung meiner Hoffnung, Dich diesem Leben wieder zu entreißen."

„Es ist zu spät," sagte düster der Kunstreiter, „ich — kann nicht mehr zurück."

„Der Mensch kann Alles, was er ernstlich will, und Deine Seele hast Du nicht verpfändet," entgegnete ernst der Graf; „ja, wenn Du es Deinethalben selbst nicht thun wolltest, müßtest Du es meinethalben — müßtest Du es der Mutter wegen thun."

Georg barg das Antlitz in den Händen, und

Wolf, seine Hand freundlich auf des Bruders Schulter legend, fuhr leise fort: „Sieh, Georg, so gut, wie ich Dich, selbst unter dem dichten Barte und dem Flittertande erkannte, mit dem Du Dich umgeben, so gut kann einer Deiner früheren Cameraden Dich ebenfalls erkennen, und daß es bis jetzt noch nicht geschehen, begreife ich sogar nicht einmal. Das Tagesgespräch beschäftigt sich sogar fast ausschließlich mit Dir und — Deiner Frau, und wunderliche Gerüchte über Euch durchlaufen schon die Stadt, wenn sie die rechte Fährte auch noch nicht gefunden haben."

„Und gerade diese tollen Gerüchte sichern mir vielleicht meine Verborgenheit."

„Vielleicht — aber auf wie lange? Und glaubst Du nicht, daß Du das Herz der Mutter brechen würdest, wenn ihr die furchtbare Wahrheit je zu Ohren käme? Sie hat Dich als einen Todten beweint; o, laß sie nicht den Lebenden noch mehr beklagen als den Todten!"

Georg war aufgesprungen, und mit unruhigen Schritten maß er das Zimmer auf und ab, bis er endlich wieder neben dem, ihm mit mitleidigen Blicken folgenden Bruder Platz nahm und sagte: „Du weißt, Wolf, wie mein ungezügeltes Leben in früheren Jahren langsam, aber sicher das Netz

über mich zusammenzog, in dem ich endlich unterging — dem ich erlag. Dem Trunk gab ich mich hin, und in dem Trunk dem Spiel, und mit dem Spiel verlor ich Alles, was ich mein nannte — verlor mich selbst. Ich mußte flüchten, mein ganzes mir zukommendes Vermögen reichte nicht hin, die hinterlassenen Schulden zu decken — unterbrich mich nicht — ich weiß, daß Du, Wolf, über Deine Kräfte beigesprungen bist, wenigstens die Ehre unseres Namens zu retten, wenn Du mich auch nicht mehr retten konntest. Da, als ich das hörte, erfaßte mich die Verzweiflung; ich floh nach Frankreich, und mein böser Stern warf mich in die Arme einer dort umherziehenden Kunstreiter-Truppe. Du weißt, daß ich von je ein guter, vielleicht zu tollkühner Reiter gewesen; die kleinen Kunstgriffe jener Truppe lernte ich deßhalb bald und fühlte dadurch einen gewissen Stolz, mein Leben, meine Existenz dem Schicksal selber abringen zu können. Der Chef unserer Truppe war zugleich ein Seiltänzer, und wie mein, in eine falsche Bahn geworfener Stolz nicht ertragen konnte und wollte, daß irgend Jemand es mir in dem Berufe, den ich mir jetzt gewählt, zuvorthun sollte, warf ich mich mit tollem Eifer dieser neuen Kunst in die Arme. Voll-

kommen schwindelfrei — denn der Leidenschaft des Trunkes wie dem Spiel hatte ich lange entsagt —, machte ich rasend schnelle Fortschritte, und mein werthloses Dasein doch nicht achtend und keck bei jeder Gelegenheit in die Schanze schlagend, übertraf ich bald meinen Meister."

„Und hast Du nie dabei an uns gedacht?"

„Ja," flüsterte Georg, „nur zu oft; aber gerade der Gedanke an Euch, der mir beim Ritt die Kraft, beim Seiltanz Muth und Geistesgegenwart raubte, wurde mein schlimmster Feind — wenigstens hielt ich ihn dafür."

„Es war Dein guter Engel, der Dich zurück in unsere Arme führen wollte."

„Möglich," sagte Georg, scheu den Kopf abgewandt, „aber — ich hielt ihn für meinen Teufel und suchte mich für immer von ihm zu befreien."

„Aber das war nicht möglich."

„Doch," hauchte Georg, „der Menschengeist ist erfinderisch, und — ich fand ein Mittel. Ich lernte damals Georginen kennen, das schönste Weib, das ich je gesehen, und — heirathete sie."

„Es geht hier ein Gerücht in der Stadt," sagte der Graf, „daß Georgine die Tochter eines französischen Edelmannes sei, die Du aus einem Klo-

ster auf abenteuerliche Weise entführt haben solltest. Ist das begründet?"

„Eines französischen Edelmannes?" erwiederte mit finster zusammengezogenen Brauen und bitterem Lächeln der Kunstreiter. „Du hast ihren Vater gesehen — er ist Hanswurst bei unserer Truppe, dem niedrigsten Pöbel entsprungen, in dem er schwelgt."

„Also doch!" seufzte Wolf aus tiefster Brust.

„Du siehst, daß es mir gelungen ist, mir den Rückweg für alle Zeiten abzuschneiden," fuhr da sein Bruder fort. „Ich wußte, daß ich mit dieser Heirath mich für immer von Allem, was mich noch im alten Vaterlande hielt, was mich dahin zurückzog, losriß, und einmal den Schritt gethan, und ich war frei. Von dem Augenblicke an war ich Kunstreiter, war ich Seiltänzer mit ganzer Seele. Toller und rücksichtsloser aber trieb ich es, als bisher; meine Keckheit wurde zum Sprüchwort; die Leute kamen Meilen weit, meine halsbrechenden Künste zu sehen und anzustaunen, und — der Ehrgeiz, der Stolz des Edelmannes versank in dem des Luftspringers. — Da hast Du meine Geschichte, kurz und einfach bis zur heutigen Stunde, und nun laß mich fort. Daß Du mich erkannt, ist mir ein Beweis der Gefahr,

der ich mich hier in Deutschland aussetze, wieder einmal einem der früheren Cameraden zu begegnen. Der Gefahr will ich nicht preisgegebensein, und weniger meinet= als Eurethalben. Ich kehre nach Frankreich zurück, Deutschland nicht wieder zu betreten — vielleicht gehe ich nach Amerika mit meiner Truppe, denn dort bin ich ganz sicher. Eine Frage nur beantworte mir noch, Wolf, und glaube mir, daß Dein Wiedersehen dabei, Du treues Herz, den einzigen Lichtblick auf meinen dunkeln Lebenspfad geworfen, an dem ich viele, viele Jahre zehren werde — wie geht es — der Mutter?"

Er hatte sich abgewandt und die letzten Sylben so leise gesprochen, daß sie kaum zu dem Ohr des Bruders drangen.

„Denkst Du noch an unsere Mutter, Georg?" fragte ihn Wolf, seine Hand ergreifend und seinen ängstlichen Blick fest auf ihn geheftet.

„Glaubst Du, daß ich sie je vergessen könnte?" erwiederte der Unglückliche — „oh, wenn ich sie noch einmal sehen, mein müdes Haupt noch einmal an ihr treues Herz pressen könnte..."

„Armer, armer Georg!" seufzte Wolf; „und mit dem nagenden Wurme in der Brust willst Du wieder hinaus? — Bleibe bei uns. Noch ist es

möglich, daß Du die Mutter wiedersiehst, ohne ihr das Herz zu brechen. Noch ist es möglich, daß Du dem Leben, der Gesellschaft zurückgegeben würdest — aber Du mußt wollen."

Georg sah staunend zu ihm auf. „Jetzt noch?" sagte er, „jetzt, nachdem ich Dir erzählt, daß der Hanswurst mein Schwiegervater, daß Georgine, die Kunstreiterin, die nur im Circus lebt und athmet, mein Weib ist?"

„Selbst jetzt noch," erwiederte fest der Bruder; „aber Du mußt wollen; Du mußt das alte Leben mit Gewalt von Dir abschütteln, mußt die Deinen zwingen, sich dem zu fügen, und glaube mir, nach einem einzigen Jahre habe ich Dich dem bürgerlichen Leben, habe ich Dich uns — der Mutter wiedergewonnen."

„Aus dem Kunstreiter wolltest Du wieder einen Grafen machen, Wolf?" sagte Georg, traurig dazu mit dem Kopfe schüttelnd — in's bürgerliche Leben einzutreten, wäre möglich, was sollte mich daran hindern? denn ich bin mir keiner schlechten, unehrenhaften That weiter bewußt, als der, die ich im jugendlichen Leichtsinn verübt. Aber meinen frühern Rang habe ich verscherzt, und selbst der Bürger, der vielleicht mit dem frühern „Monsieur Bertrand" sehr gern verkehren möchte — würde

er sich nicht scheu zurückziehen, wenn er den Hanswurst mit in den Kauf nehmen müßte? Nein, Wolf, nein; es geht nun und nimmermehr. Mit nur zu sicherer Hand habe ich mich selber in's Leben getroffen, und ich bin und bleibe für Euch verloren. Beantworte mir jetzt noch eine Frage, und dann laß mich ziehen. Dir selber bleibe ich trotzdem ewig dankbar für die brüderlichen Worte, die Du mir gesprochen. — Wie geht es unserer Mutter, und hat sie aufgehört, den todten Georg zu beweinen?"

„Kräftig und wohl ist sie," erwiederte Wolf, „und in den letzten Jahren besonders hat sie sich wunderbar wieder erholt. Dein Verlust, Georg, hatte sie schwer niedergebeugt, und als die, wenn auch unbestimmte, Kunde Deines Todes zu uns kam, da hat sie Jahre lang nicht mehr gelacht, und ging gebeugt, gebrochen still umher. Du warst von je ihr Liebling gewesen, und Dein Verlust hat sie bitter, bitter geschmerzt. Jetzt scheint die Zeit jene Wunde in etwas vernarbt zu haben; sie ist wieder heiterer geworden, und nur die Tage, die Dein Gedächtniß lebhafter als andere wecken, wecken auch damit den Schmerz auf's Neue."

„Und wenn sie wüßte, — daß ich lebte — daß ich so lebte — sie würde mir fluchen und — sterben."

„Sie würde sterben, Georg," sagte der Bruder tief bewegt, „aber nie Dir fluchen. Du weißt nicht, wie viel Liebe in einem Mutterherzen Raum hat — und wie wenig Haß. Aber denke, Georg, wie glücklich, wie unsagbar glücklich Du sie machen könntest, wenn Du zurückkehrtest."

„Aber wie kann ich, Wolf? — wie kannst Du, der so genau die Sphäre kennt, in der ihr Leben, in der das Deine liegt, nur an die Möglichkeit eines solchen Rückschrittes glauben?"

„So höre," sagte Wolf, „was ich mir ausgedacht. Ich habe gestern mit Deiner Frau, mit Georginen gesprochen — wenig nur, doch vielleicht genug, mich einen Blick in ihren Charakter thun zu lassen, und ich muß Dir gestehen, daß der mir nicht geeignet schien, meine Pläne zu fördern. Dem festen Willen des Mannes aber ist Alles möglich, und die Frau soll und muß sich ihm fügen, besonders noch, wenn Alles nur zu seinem, zu ihrem Heile selber führt. Deßhalb habe ich den Muth auch nicht verloren, und selbst dem Vater kann Gelegenheit geboten werden, sein früheres Leben zu vergessen, ungeschehen zu machen."

Georg schüttelte seufzend mit dem Kopfe. Wolf aber, von der Hoffnung hingerissen, den Bruder zu retten, fuhr fort: „Wie unsere Vermögensver-

hältnisse stehen, weißt Du so gut, wie ich es Dir sagen könnte. Sie sind, wenn auch nicht glänzend, doch vollständig unserer Stellung im Leben genügend. Deine hinterlassenen Schulden erforderten allerdings ein nicht unbedeutendes Kapital, und es verstand sich von selbst, daß das geschafft werden mußte. In den letzten Jahren hat sich aber der Werth des Grundeigenthums durch zahllose industrielle Unternehmungen bedeutend gesteigert, und die damals erlittenen Verluste sind schon lange mehr als gedeckt. O, wärest Du damals zu uns zurückgekehrt, Alles hätte noch gut und vergessen werden können. Doch ich will Dir keine Vorwürfe mehr machen, sondern zur Sache kommen, die Dich selbst jetzt noch uns erhalten kann. Kunstreiter — Seiltänzer darfst Du nicht bleiben, das siehst Du ein; selbst ich müßte mich dann von Dir lossagen, und wenn mir das Herz auch blutete — aber ich habe eine andere Bahn für Dich. Als ich Dich zuerst wiedersah, und rasch dabei die Möglichkeit überdachte, einen andern Lebensweg für Dich zu finden, kamen mir fremde Kriegsdienste als das Natürlichste vor — oh, hättest Du selber diesen Weg schon früher gewählt! Jetzt, nachdem ich Deine Frau gesprochen, nachdem ich erfahren, daß Du ein Kind — eine Tochter

hast, fühle ich, daß das nicht mehr geschehen kann. Georginen kannst und darfst Du nicht mit Deiner Tochter allein zurücklassen; sie würden ohne Dich rettungslos zu Grunde gehen, und dem zu begegnen, giebt es noch ein anderes Mittel. Wir haben schon vor längeren Jahren das Gut Schildheim im Mecklenburgischen, das Du ja selber kennst, und welches früher einer alten Großtante gehörte, geerbt. Es ist jetzt der Mutter Eigenthum, ich aber habe die Administration darüber und bis jetzt einen Pachter darauf gehabt. Dieser tritt nun in nächster Zeit die Hinterlassenschaft seines gerade verstorbenen Vaters an und übernimmt damit dessen in Preußen gelegenes Besitzthum. Dort nun, in Schildheim, rückst Du indessen vorläufig ein."

„Als Pachter? — ich verstehe nichts von der Oekonomie," sagte Georg finster.

„Es ist das keine so schwierige Kunst zu erlernen," erwiederte aber der Bruder, „und Du behältst den Verwalter, der bis jetzt auf dem Gute war, bei Dir. Da er sich mit dem vorigen Pachter nicht gut vertragen konnte, wird er nicht mit ihm gehen, und hat mich schon gebeten, bei dem nächsten ein gut Wort für ihn einzulegen, daß er bleiben könne. Es ist ein schon bejahrter, aber sehr tüchtiger, nur etwas eigener, pedantischer Mann, dessen

Kenntnisse Du benutzen, Dich auch sicher bald mit ihm befreunden und von ihm lernen wirst. Fühlst Du dann, daß Dich das Leben freut, fühlst Du, daß Du bei uns Dich heimisch machen kannst, dann, Georg, darfst Du getrosten Muthes der Mutter wieder in's Auge schauen, dann finden sich auch Mittel und Wege, Dir wieder, wenn auch nicht gleich in Deiner frühern Heimat selber, eine selbstständige, unabhängige Stellung zu gründen — dann bist Du wieder der Unsere, Bruder Georg, und giebst dafür mehr, als wir Dir je im Leben bieten können, Du giebst unserer Mutter mit dem Sohne ihr Glück — ihren Frieden wieder."

„Wolf — mein treuer, wackerer Wolf," rief Georg, indem er mit thränenden Augen gerührt des Bruders Hand ergriff, „habe ich das um Dich — um euch Alle auch verdient?"

„Und Du willigst ein?" rief Wolf, rasch und erfreut.

„Für mich von Herzen gern," sagte Georg, in die dargebotene Hand des Bruders schlagend — „Gott mag Dir die brüderliche Liebe lohnen — ich selber kann es nie, aber — Georgine! Wird sie sich an das stille Leben gewöhnen, wird sie sich heimisch fühlen können auf dem einsamen Landsitz, fern von dem Geräusche der Stadt, das ihr noch nicht einmal genügt — nach dem auf=

regenden Leben ihres bisherigen Berufes? Ich fürchte, Wolf, daß mir da schwere, schwere Kämpfe bevorstehen."

„Du glaubst, daß sie Dich liebt?"

„Sie liebt mich als den besten und kühnsten Reiter, den sie kennt."

„Und ihr Kind?"

„Ihr liebster Gedanke war von je — eine zweite Georgine aus ihr zu ziehen. Was ihren Vater anlangt, so glaube ich, daß dieser einem solchen neuen Leben weniger Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Er ist in den letzten Jahren recht alt und dabei entsetzlich mürrisch geworden, scheint auch an dem wüsten Treiben und der Schattenseite unseres Berufes, dem Hanswurst, dem wir des Publicums wegen aber doch nicht entsagen können, kein besonderes Vergnügen mehr zu finden. Wenn er nur im Stande sein wird, sich an eine geregelte Thätigkeit zu gewöhnen!"

„Er wird es gewiß, wenn er nur sieht, daß Eure Zukunft sich dadurch auch sichert. Was um Gotteswillen würde aus Euch, wenn ein unglücklicher Sturz den Einen oder den Andern zum Krüppel machte? und seid Ihr diesem Schicksal nicht jede Stunde ausgesetzt?"

„Denkt der Soldat an Wunden oder Tod, wenn er dem Feinde gegenübersteht?“

„Aber der Soldat hat noch ein höheres Ziel, als seinen Sold — er hat die Ehre, für die er kämpft, sein Vaterland, das er vertheidigt.“

„Oh, wäre ich Soldat geworden!“ seufzte Georg.

„Das ist zu spät,“ erwiederte Wolf, „aber auch im bürgerlichen Leben kannst Du noch Deinen Platz ehrenhaft ausfüllen, kannst Dich zu dem Range wieder hinaufarbeiten, der Dir nach Geburt und Recht gehört; und ist das nicht ein schönes Ziel, dem entgegenzustreben? Denk' an unsere Mutter dabei — denke, wie unsagbar glücklich sie sich fühlen würde, wenn ich im Stande wäre, den verloren geglaubten Sohn wieder in ihre Arme zu führen! Du bist ohne den Segen der Mutter von Hause geschieden, kannst Du ein schöneres Ziel vor Augen haben, als einen solchen Dir zu verdienen?“

Georg warf sich an des Bruders Brust, und lange hielten sich die Beiden fest und schweigend umschlungen. Endlich richtete sich Georg empor und sagte leise: „Aber wie entgehe ich den übernommenen Verpflichtungen? Wie trenne ich mich von der Gesellschaft, selbst angenommen, daß sich Georgine willig jeder meiner Anordnungen fügen würde?“

„Auf wie lange Zeit hast Du Deine Leute noch engagirt?“ fragte Wolf.

„Der Contract der Meisten läuft allerdings mit dieser Messe ab. Nur Einigen bin ich länger verbunden, aber auch mit denen ließe sich wohl ein Abkommen treffen. — Und meine Pferde?“

„Verkaufst Du hier. Du findest kaum einen bessern Markt dafür. Möglich sogar, daß Deine Leute Dir einen Theil derselben abkaufen, ihre Laufbahn damit fortzusetzen.“

„Dazu fehlt es ihnen an Geld,“ sagte Georg. „Es ist ein wildes, abenteuerliches Leben, das wir führen, und baares Geld hält sich nicht dabei. Pferde und Garderobe sind auch das Einzige, was ich selbst besitze, doch steckt darin ein nicht unbedeutendes Kapital, das schon im Stande wäre, mich eine Weile über Wasser zu halten. Sauer genug ist es außerdem verdient.“

„Das Kapital wird Dir dann wesentlich den Anfang erleichtern,“ sagte Wolf. „Richte Dich aber auch ein, daß Du jedenfalls im Stande bist, gleich nach der Messe, also in acht Tagen etwa, Deine Maßregeln zu treffen, Dich von Deiner bisherigen Gesellschaft loszusagen und den Umzug anzutreten. Und noch Eins — Deine Frau darf nicht wissen, nicht erfahren, welcher Rang und Titel Dir zusteht!“

„Du fürchtest, daß sie nicht schweigen kann?“

„Das sage ich nicht; ich glaube, sie kann ganz gut schweigen, wo es ihren Zwecken entspricht, aber — ich fürchte ihren Stolz. Sie würde Dich vielleicht quälen, Deinen rechten Namen vor der Zeit wieder anzunehmen, und Dir wenigstens — wenn nichts weiter — doch unnöthigen Kummer, nutzlose Sorge bereiten.“

„Aber welchen andern Grund kann ich ihr nennen, dem sie auch nur im Entferntesten Glauben schenken würde? — Ja, sollte sie sich weigern, mir zu folgen, so gäbe sie mir das Kind auf keinen Fall, und von Josephinen mich zu trennen wäre ich nicht im Stande.“

„Das brauchtest Du auch nicht — selbst das Schlimmste angenommen!“ rief sein Bruder. „Die Gesetze schützen Dich darin, denn das Kind gehört vom sechsten oder siebenten Jahre dem Vater, wenn sich beide Gatten trennen sollten.“

„Und wenn sie mir dann gezwungen folgt, so wird sie sich unglücklich und elend fühlen.“

„Die erste Zeit vielleicht, doch dürfte sie sich bald in das neue Leben schicken. Sie wird und muß einsehen lernen, daß des Weibes Beruf nicht der Oeffentlichkeit — wenigstens nicht in solcher Weise — angehört. Sie wird dabei ihre Tochter zu einer ehren=

vollen, gesicherten Zukunft heranwachsen sehen, und in dem Bewußtsein volle Entschädigung für die aufgegebenen, so unweiblichen Triumphe finden. Sie muß sich dann auch glücklich fühlen, oder sie wäre nimmer Deiner Liebe — Deiner Achtung werth."

„Ich will es versuchen, Wolf," sagte Georg, dem Bruder noch einmal die Hand reichend und fest und herzlich schüttelnd, „hier hast Du Handschlag und Wort, und was in eines Menschen Kräften steht, dem einmal über ihn hereingebrochenen Schicksal Trotz zu bieten, soll geschehen. Bist Du damit zufrieden?"

„Ich bin's, Georg, und stärke Dich Gott auf Deiner neuen Bahn, der Dich so sicher schützen wird, wie ich Dir treu zur Seite stehen werde. Beginne denn mit gutem, frischem Muth und wirf dieses Leben, das Deiner unwerth ist, von Dir, wie ein altes, abgetragenes Kleid."

„Aber diese Woche kann ich mich ihm noch nicht entziehen. Ich muß ihm wie bisher folgen, wenn ich nicht gerade dort, wo ich es am wenigsten möchte, Verdacht erwecken will. Ich hoffe jetzt nur, daß mir der Fürst meine Bitte abschlägt, den Seiltanz zwischen den Thürmen zu wagen."

„Hoffe das nicht," sagte der Graf, „ich war gestern

zugegen, wie er Dir günstigen Bescheid ertheilte, und konnte es nicht hindern. Aber eine Ausrede findest Du leicht: ein verstauchter Fuß — plötzliches Unwohlsein selber kann Dich leicht verhindern, von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Laß selbst die Vorbereitungen dazu treffen, wenn Du willst, nur wage Dein Leben nicht weiter in solch nutzloser, frevelhafter — ja, Du darfst mir den Ausdruck nicht übel nehmen — entehrender Kunst."

„Ich will versuchen, ob es möglich ist," sagte Georg. „Aber ich sehe auch ein, daß Du recht hast: Georgine darf vor der Hand noch nichts weiter erfahren: ich selber muß dagegen Alles vermeiden, ihren Verdacht zu erwecken. Sie ist einmal mein Weib, die Mutter meines Kindes, und ich bin mit ihr für dieses Leben verbunden. Sie einen höhern Lebenszweck kennen zu lehren, sei fortan mein Ziel, und mein Kind mag Dir später danken, was Du an ihm — an uns gethan."

„Georg!"

„Genug — jetzt laß mich fort; ich höre, wie draußen Deine Thür geöffnet wird."

„Mein Bursche kommt zurück; ich habe ihm verschiedene Aufträge ertheilt, um ihn für diese Zeit entfernt zu halten."

„Und wo sehe ich Dich wieder?"

„Hier — jeden Morgen bis zehn Uhr bin ich zu Hause. Willst Du mich früher treffen, so laß mich durch ein paar Zeilen wissen, wo wir uns ungestört begegnen können."

„Leb wohl!"

„Leb wohl, Georg, und Gott stärke Dich in Deinem neuen Leben!"

6.

Eine volle Woche war nach der gepflogenen Unterredung der beiden Brüder verflossen, und der Rittmeister hatte in der ganzen Zeit nichts weiter von Georg gehört. Nur die Stadt beschäftigte sich indessen mehr und mehr mit dem beabsichtigten Seiltanz zwischen den beiden Thürmen, je mehr das Ende der Messe heranrückte; wußte man doch, daß ihm die Erlaubniß dazu ertheilt worden, und trotzdem spannte sich kein Seil auf jener Höhe, und nichts verrieth, daß es überhaupt noch beabsichtigt werde. War es nur Prahlerei von dem Kunstreiter gewesen, das Publicum neugierig zu machen?

Graf Geyerstein kannte den Grund und dankte Gott in seinem Herzen dafür; aber trotzdem beunruhigte ihn dieses Schweigen, und er hatte schon beschlossen, den Bruder heute in seiner eigenen Wohnung aufzusuchen, als sein Bursche ihm meldete, ein

junger Herr sei draußen und wünsche ihn zu sprechen. Zugleich überreichte er dem Rittmeister die nämliche, mit seiner Adresse beschriebene Karte, die er damals in der Wohnung Monsieur Bertrand's hinterlassen hatte.

„Ein junger Herr?" fragte der Rittmeister erstaunt, die Karte neben sich auf den Tisch werfend.

„Blutjung," bestätigte Karl, „sieht auch ein wenig lustig aus, als ob er mit zu der — Sie wissen schon — zu der Reiterbande gehörte."

„Es ist gut — laß ihn eintreten. Du störst uns indessen nicht, hörst Du?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister," erwiederte mit militairischem Takt der Bursche und verschwand aus der Thür, um im nächsten Augenblicke den angekündigten Besuch hereinzulassen.

Graf von Geyerstein sah einen jungen, sehr elegant gekleideten Mann zu sich eintreten, mit vollen schwarzen Locken und kleinem, leicht aufgedrehtem Schnurrbart, der erst jetzt, bereits in der Thür, seinen schwarzen breitrandigen Filzhut abnahm. Das Gesicht desselben kam ihm allerdings bekannt vor; er konnte sich aber doch nicht entsinnen, wo er ihm schon begegnet wäre, und der Fremde machte dabei eine sehr formelle und tiefe

Verbeugung, bis Karl die Thür wieder hinter sich in's Schloß gedrückt hatte.

„Was steht zu Ihren Diensten?" fragte der Rittmeister gespannt.

„Herr Graf," erwiederte der Fremde, indem er einen Blick zurück nach der Thür warf, „ich schätze mich unendlich glücklich, daß Sie mir vergönnt haben — wir sind doch einen Augenblick ungestört?"

„Und zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?"

„Sie kennen mich nicht mehr?" lachte der Fremde, und die Stimme klang dem Rittmeister jetzt ganz anders — viel weicher als vorher.

„Ich muß in der That gestehen..." sagte dieser.

„Also ist die Verkleidung gelungen," lachte plötzlich der junge Mann, und mit einem Griff nach dem Munde stand er ohne Schnurrbart vor dem dadurch allerdings überraschten Grafen.

„Madame Bertrand!" rief dieser aber auch im nächsten Augenblick erstaunt aus.

„Bst, — nicht so laut!" warnte die muthwillige junge Frau, indem sie dem Grafen lachend mit dem Finger drohte. „Ihr Bursche braucht gerade nicht mit in das Geheimniß gezogen zu werden."

„Aber was, um Gotteswillen, hat Sie bewegen können..."

„In Verkleidung zu Ihnen zu kommen?" unter=

brach ihn die Schöne. — „In anderer Weise konnte ich Ihnen keinen Gegenbesuch abstatten, ohne sämmtlichen Kaffee-Gesellschaften der Residenz auf wenigstens drei Wochen Stoff zur Unterhaltung zu liefern. Die Verkleidung schlägt aber in meinen Beruf, und daß ich geschickt darin bin, habe ich Ihnen, glaub' ich, bewiesen. Doch Scherz bei Seite," setzte sie plötzlich, ernster werdend, hinzu, „ich mußte Sie sprechen, und da Sie uns nicht mehr mit Ihrem Besuch beehrten, so blieb mir keine andere Wahl, als Sie aufzusuchen. Das Resultat sehen Sie vor Sich."

„Und haben Sie nicht bedacht, welchen Mißdeutungen Sie sich durch solch einen — gewagten Schritt aussetzten?" sagte der Graf ernst.

Die junge, schöne Frau warf den Kopf mit einem halb spöttischen, halb verdrießlichen Lächeln zur Seite. „Von dem Rittmeister eines Cuirassier-Regiments hatte ich allerdings einen andern Empfang erwartet," lächelte sie dabei, „als eine ernste Strafpredigt und Ermahnung. Doch wie dem auch sei, mein Herr Graf, ich bin einmal da, und Sie werden mich hoffentlich nicht wieder fortschicken, ohne mich wenigstens zu hören."

Graf von Geyerstein war in peinlicher Verlegen-

heit, aber allerdings blieb ihm hier keine andere Wahl, als die Dame eben gewähren zu lassen, und er bat sie artig, dann wenigstens auf dem Sopha Platz zu nehmen. Er selber rückte sich einen Stuhl zum Tisch und wollte sich eben darauf niederlassen, als Madame Bertrand lachend sagte: „Selbst das kann ich Ihnen nicht gestatten — Sie müssen sich zu mir auf das Sopha setzen, denn was ich Ihnen zu sagen habe, möchte ich eben nicht laut schreien. Fürchten Sie sich vor mir?"

Ihr dunkles Auge brannte ihm dabei entgegen, und der Graf sagte artig: „Ich unterschätze wenigstens die Gefahr nicht — aber wie Sie wollen. Und welcher Ursache verdanke ich jetzt die Ehre dieses so — unverhofften Besuches?"

„Ich danke Ihnen, daß Sie kein härteres Wort dafür gebrauchten," sagte die schöne Frau, „aber ein eigenthümlicher Grund ist es in der That, der mich zu Ihnen führt, und zwar kein geringerer, als — mein Mann."

„Monsieur Bertrand."

„Derselbe. Seit dem Besuch bei Ihnen, Herr Graf, kenne ich ihn nicht mehr. Er ist vollständig ein anderer Mensch geworden: trüb, in einander gebrochen, zurückhaltend, scheu und — das Schlimmste für ihn und uns Alle — verzagt. Die Zeit über

habe ich es auch ertragen und geglaubt, er selber würde mir endlich gestehen, was ihn drückt, denn drücken muß ihn etwas — etwas muß ihm auf der Seele liegen, das den sonst so kräftigen, elastischen Geist mit eiserner Schwere darniederhält; aber er bleibt stumm, und ich bin fest überzeugt, Niemand kann mir darüber Auskunft geben, als Sie."

„Aber welchen Einfluß könnte ich auf ihn ausgeübt haben?" sagte der Graf, der nichts weniger wünschte, als mit des Bruders Gattin in diesem Augenblicke den Seelenzustand desselben zu besprechen.

„Das ist auch mir räthselhaft," erwiederte die Frau, indem sie ihm fest und forschend in's Auge sah; „denn ich hatte bis jetzt nicht geglaubt, daß irgend ein Mensch im Stande sei, den tollkühnen, vor nichts zurückschreckenden Bertrand zu zähmen. Aber zahm ist er geworden, seit er Sie gesprochen."

„Wir haben uns allerdings nur über sehr zahme und alltägliche Sachen unterhalten," lächelte der Rittmeister. „Ist aber wirklich eine Verwandlung in seinem Charakter, sich einer ruhigen Richtung zuzuwenden, eingetreten, so mag er die vielleicht schon früher gefaßt haben; warum soll ich die Schuld

deßhalb tragen — wäre überdies eine Schuld dabei? Sie selber haben doch auch gewiß schon manchmal an die Zukunft für sich — für Ihre Tochter gedacht, und können doch nur wünschen, diese gesichert zu sehen."

„Allerdings habe ich das!" rief Georgine, und ihre ganze Gestalt hob sich dabei, ihr Auge blitzte. „Josephine soll und muß die gefeiertste Reiterin Europa's werden."

„Und Sie selber? — wenn Sie einmal altern?"

„Die Zeit liegt noch fern," sagte die junge, schöne Frau, indem ein leichtes, trotziges Lächeln ihre Lippen umspielte, „und an eine Zukunft für mich habe ich noch nie gedacht."

„Und könnten Sie sich nicht glücklich fühlen, wenn Sie Ihren Gatten in einem ruhigern Leben glücklich wüßten?" fragte Graf Geyerstein, mit weit mehr Herzlichkeit im Ton, als er bis jetzt gezeigt.

Georgine lachte laut auf. — „Der moralische Ton steht Ihnen prächtig," rief sie dabei. „Wenn Sie sich nur selber sehen könnten, Herr Rittmeister — aber" — unterbrach sie sich plötzlich und fuhr fast erschreckt empor, „liegt Ihren Worten etwa ein tieferer Sinn zum Grunde? — Wenn ich mir Alles zusammenreime,

was Georg in den letzten Tagen gesprochen, auf was er hingedeutet hat — auch seinen unterlassenen Seiltanz, zu dem er schon am Montag die Erlaubniß bekam..."

„Ich freue mich recht von Herzen, daß er ihn unterlassen hat," sagte der Rittmeister ruhig: „diese halsbrechenden Künste sind so undankbar für den Executirenden, wie peinlich für die Zuschauer, und Sie selber sollten froh sein, Ihren Gatten von einer Gefahr abstehen zu sehen, der er doch einmal über kurz oder lang erliegen könnte."

„Gefahr!" rief das schöne Weib verächtlich, „wär' ich noch Georgine Bertrand, wenn ich vor einer Gefahr zurückschrecken wollte? und glauben Sie, daß Georg etwas fürchtet auf der Welt? Nein, das ist es nicht; eine andere Ursache liegt seinem jetzigen Benehmen zum Grunde, und nur bei Ihnen, Herr Graf, kann ich die Lösung finden."

„Und wenn Sie sich dennoch darin irren sollten?"

„Sie haben mir von einer Aehnlichkeit gesagt, die Sie zuerst zu uns geführt!" flüsterte da Georgine, und ihre Blicke bohrten sich in die Augen des Grafen, welcher fühlte, wie ihm das verrätherische Blut in die Schläfe stieg — aber seine Züge blieben kalt und fest, und er erwiederte ruhig: „Allerdings, Madame, die Aehnlichkeit mit ei=

nem Jugendfreunde, nicht allein im Antlitz, nein, auch selber im Namen; es war aber ein Irrthum. Schon als ich Herrn Bertrand ganz in der Nähe sah, fand ich das."

„Sie täuschen mich nicht, Herr Graf!" rief Georgine, seinen Arm ergreifend. „Georg ist ein Anderer, als er sich mir gegeben, und die Wahrheit soll jetzt selbst seinem Weibe Geheimniß bleiben."

„Wenn Herr Bertrand ein Geheimniß vor Ihnen hat, Madame," sagte der Rittmeister artig, aber ernst, „so ist es nicht meine Sache, das zu lüften, selbst wenn ich darum wüßte."

„So geben Sie mir Ihr Wort als Cavalier." —

„Halt, Madame," unterbrach der Graf sie kalt, „Sie gehen zu weit. Ich habe Herrn Bertrand allerdings an jenem Morgen gesehen, aber seit der Zeit nicht wieder, weiß deßhalb auch nicht, was seine Pläne sind. Was wir damals mit einander gesprochen, deutete wohl darauf hin, daß er dieses wilden, wüsten Lebens überdrüssig sei; wenn dem aber wirklich so wäre, würde ich nur mit Freuden die Hand dazu bieten, ihm einen solchen Plan ausführen zu helfen."

„Sie?" rief Georgine erstaunt; „und welches Interesse könnten Sie, Graf von Geyerstein, an dem Kunstreiter nehmen, wenn nicht ein be-

sonderer Beweggrund Sie dabei leitete? Sie verschweigen mir, was ich als Georg's Weib erfahren müßte, was ich erfahren will, und gönnen Sie mir nicht gutwillig oder gezwungen Ihr Vertrauen, so seien Sie fest versichert, daß ich Ihre Pläne kreuze."

„Madame Bertrand —"

„Das ist mein offenes Wort," rief die Frau, „und Krieg oder Friede liegt jetzt in Ihrer Hand."

Der Graf schüttelte ernst mit dem Kopfe, „Sie irren sich, schöne Frau," sagte er, „und würden selbst in dem Falle, daß Sie recht hätten, einen schweren, nie wieder gut zu machenden Fehler begehen."

„Wie so, ich?"

„Daß Sie einen Fremden zum Mittelsmanne Ihres häuslichen Friedens machen wollen."

„Häuslichen Friedens?" rief aber die kecke Reiterin mit spöttischem Lachen, „denken Sie sich unser Leben nicht so idyllisch, Herr Rittmeister. Nicht für die Häuslichkeit sind wir bestimmt oder darauf angewiesen, und die Gesetze, die bei anderen Frauen vielleicht gelten mögen, halten deßhalb auch bei mir nicht Stich. Mein Mann und ich haben uns überdies schon lange darüber verständigt, Jedes von uns seine eigene, für sich abgeschlossene Bahn zu gehen. Vereinigen sich diese

von selber, desto besser; thun sie es nicht, so ist Jedes selbstständig genug, die eigene zu verfolgen."

„Und Ihr Kind?"

„Josephine? die allerdings folgt der meinen, wenn ihr Vater derselben abtrünnig werden sollte," rief Georgine, und der forschende Blick, mit dem sie bei diesen Worten den Grafen betrachtete, sagte diesem, daß sie den Eindruck beobachten wolle, den sie machten. Graf von Geyerstein verrieth aber durch keinen Zug, welchen Antheil er an dem eben Gehörten nahm.

Wohl schien es, als ob er etwas darauf erwiedern wollte; er überlegte sich aber bald, daß ein Drängen von seiner Seite die Frau nur noch mißtrauischer, ja, auch neugieriger machen müßte, und kurz abbrechend sagte er nur: „Es ist das ein unerquickliches Gespräch für uns Beide, Madame, und kann zu keinem Resultate führen. Ich selber stehe Ihren Familien-Angelegenheiten auch zu fern, um eine Einmischung in solche zu beanspruchen, selbst wenn sie von dem einen oder dem andern Theile angenommen werden sollte. Machen Sie das, falls es nicht Ihrer Meinung sein sollte, mit Ihrem Gatten ab. Kann ich Ihnen in irgend sonst etwas dienen, so verfügen Sie frei über mich."

„Sie sind sehr gnädig, Herr Graf," lachte die

junge Frau, „aber so bald und so leichten Kaufes werden Sie mich noch nicht los.“

„Ich habe mich selber erboten...“

„Ich weiß es schon, und bin Ihnen sehr dankbar dafür — in Allem mir gefällig zu sein — nur in dem nicht, was mich hieher geführt!“

„Und das ist?“

„Zu erfahren, in welcher Beziehung Sie zu meinem Gatten stehen — den Beweggrund kennen zu lernen, der Sie leiten konnte, sich für den Kunstreiter zu interessiren und auf ihn einzuwirken.“

Wolf war aufgestanden und trat zum Fenster; er kämpfte augenscheinlich mit einem Entschluß, und Georgine fühlte es, denn sie unterbrach ihn nicht. „Madame,“ sagte er endlich, zu Georginen zurückkehrend, „ich sehe eigentlich keinen Grund, Ihnen, da Sie auf diese Weise in mich dringen, länger zu verheimlichen, daß ich mich allerdings in der Aehnlichkeit mit Ihrem Gatten nicht getäuscht. Ich habe in ihm einen meiner früheren Jugendgespielen erkannt — aber das Geheimniß ist nicht mein eigenes — es gehört seiner Familie, und der gegenüber stehe ich nur als Mittelsmann zwischen ihr und Herrn Bertrand.“

„Also doch ein Geheimniß,“ lachte Georgine bit-

ter vor sich hin, „ein Geheimniß, Frau und Kind um ihre Existenz zu betrügen.“

„Nennen Sie das um ihre Existenz betrügen, Madame, wenn man Ihnen die Aussicht giebt, sich eine unabhängige und ehrenvolle Stellung im bürgerlichen Leben zu sichern?“ sagte der Graf.

„Und ist unsere Stellung nicht unabhängig — nicht ehrenvoll?“ rief Georgine gereizt.

„Lassen Sie uns abbrechen,“ bat Wolf von Geyerstein, dem das Gespräch schon lange peinlich war. „Das ist eine Sache, die Sie mit Ihrem Gatten weit besser berathen können, als mit mir, die Sie nur allein mit ihm berathen müssen. Wenn ich Ihnen auch die Versicherung gäbe, daß ich selber den wärmsten Antheil an Ihrem Schicksal nehme, glaubten Sie mir vielleicht das nicht einmal.“

„Nein,“ sagte Georgine finster, „nicht eher, als bis Sie mir auch den wahren Grund dafür sagen würden. Glauben Sie mir, Herr Graf, daß wir da nur zu bittere Erfahrungen mit solcher Theilnahme machen. Aber ich fühle, daß Ihnen unsere Unterredung nicht länger angenehm ist.“

„Madame Bertrand.“

„Bitte — keine Complimente zwischen uns. Ich bin wahr und offen gegen Sie gewesen — ohne

dasselbe bei Ihnen erzielt zu haben. Ich will nicht zudringlich sein. — Entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe."

Sie war aufgestanden und wandte sich zur Thür, als sich diese in dem nämlichen Augenblick öffnete und ein fremder Bedienter in grauer Livrée den Kopf hereinsteckte.

„Was wollen Sie, und wer hat Ihnen erlaubt, hier einzutreten?" rief ihm der Graf finster entgegen.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Rittmeister," sagte der Bursche, den Blick dabei aber auf den Fremden geheftet, „ich habe zweimal geklopft, und konnte Ihren Karl nirgends draußen finden."

„Warten Sie dann draußen, bis er kommt, oder bis ich Zeit habe," lautete die eben nicht freundliche Antwort, und der Bursche verschwand mit einer tiefen Verbeugung, wie er gekommen.

Der Rittmeister hielt den Blick auf die Thür geheftet, aber er hörte keinen Schritt. Der Bediente stand jedenfalls noch vor der Thür und horchte. Madame Bertrand hatte aber indessen wieder mit großer Geschicklichkeit, den benachbarten Spiegel benutzend, den kleinen Schnurrbart befestigt. Dann sich gegen den jungen Mann tief vernei-

gend, aber doch wieder mit dem vorigen Spott um die Lippen, sagte sie laut, indeß mit weit tieferer als ihrer natürlichen Stimme: „Herr Graf von Geyerstein, ich habe die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen.“

„Bleiben Sie noch,“ bat der Graf sie leise, „lassen Sie mich erst den Horcher entfernen.“ Dabei öffnete er rasch die Thür — der fremde Bediente stand aber nicht, wie er erwartet hatte, davor, sondern war verschwunden, und nur die draußen angelehnte und nicht wieder in's Schloß gedrückte Vorsaalthür zeigte, daß er sich entfernt hatte.

„Die Bahn ist frei,“ sagte Georgine mit ihrer natürlichen Stimme, und sich leicht gegen den Grafen verneigend, verließ sie rasch und jede weitere Begleitung zurückweisend, das Zimmer und gleich darauf das Haus, warf sich in eine Droschke und fuhr ihrer eigenen Wohnung zu. Graf von Geyerstein aber schritt mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte rasch in seinem Zimmer auf und ab, ungeduldig dann und wann nach der Thür horchend, bis draußen die Vorsaalthür auf's Neue geöffnet wurde und Karl gleich darauf im Zimmer seines Herrn erschien.

„Herr Rittmeister,“ berichtete er hier in militairischer, d. h. sehr steifer Haltung, „ein Bedien=

ter Sr. Excellenz des Herrn Kriegs-Ministers von Ralphen wünscht...“

„Wo bist Du die Zeit über gewesen?“ unterbrach ihn sein Herr.

„Im Stalle unten, zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Laß den Burschen hereinkommen.“

Karl machte rechts um kehrt, und gleich darauf erschien die graue Livrée wieder auf der Schwelle.

„Herr Graf,“ sagte der Diener mit einer tiefen Verbeugung, „Se. Excellenz lassen, mit besten Empfehlungen, morgen Abend um acht Uhr um die Ehre bitten.“

Der Rittmeister antwortete ihm nicht; er sah den Burschen, dessen Erröthen ihm nicht entgehen konnte, forschend an und dann wieder schweigend vor sich nieder. Endlich sagte er kalt: „Es ist gut — meine Empfehlung an Se. Excellenz; ich werde zur bestimmten Zeit erscheinen.“

„Wer war denn der junge Herr, der vorhin bei Deinem Herrn Besuch gemacht hat?“ sagte der mit der grauen Livrée, als er neben Karl über den Vorsaal der Treppe zuschritt.

„Weiß ich nicht,“ antwortete, ziemlich kurz angebunden, Karl, „geht mich auch nichts an.“

„Der kommt wohl oft hieher?“ fragte der Graue, dadurch nicht im Mindesten eingeschüchtert.

„Das weiß ich auch nicht, und geht Dich wieder nichts an,“ meinte aber Karl; „guten Morgen!“ und öffnete dem Grauen die Thür.

„Grobian!“ murmelte dieser, als er langsam die Treppe hinunterstieg, die übrigen Einladungen auszuführen.

7.

Die Salons Sr. Excellenz des Kriegs-Ministers von Ralphen waren festlich erleuchtet, und eine kleine, aber ausgewählte Gesellschaft wurde erwartet.

Es war drei Viertel auf acht, und die Wirthin revidirte, schon in voller Toilette, noch einmal selber die befohlenen Anordnungen, während geschäftige Diener hin und wieder flogen, neu bestimmte auszuführen.

Auf den beiden Spieltischen waren noch die Whistmarken vergessen, und der eine Bediente war hinauf zu Sr. Excellenz gesandt worden, sie von dessen Kammerdiener herbeizuschaffen. Aber er hielt sich länger unterwegs auf, als eigentlich nöthig gewesen wäre, denn er traf auf der Treppe Annette, Comtesse Melanie's Zofe — allerdings in eben solcher Eile wie er selber.

„Lassen Sie mich los, Herr Franz," sagte das

junge Mädchen, indem sie einen, wenn auch schwachen, Versuch machte, die Hand des gallanten Lakaien von ihrer Toilette zu entfernen; „das gnädige Fräulein wartet auf mich, und wenn ich so lange ausbleibe...“

„Nur einen einzigen Kuß, theuerste Annette!“ bat Herr Franz in jugendlicher Kühnheit und, vom Augenblick außerdem gedrängt, gleich zur Sache kommend.

„Sie sind nicht gescheidt!“ sagte Annette erzürnt, „und hier, auf der Treppe!“

„Nur einen einzigen!“

„Lassen Sie mich los — ich will nicht — wahrhaftig, ich schreie!“

„Und wenn ich nun eine höchst merkwürdige und interessante Neuigkeit für Sie hätte?“ sagte Herr Franz, in dem Gefühl, daß ein Dienst des andern werth sei, ohne jedoch ihrer Drohung nachzugeben.

„Ja — Ihre Neuigkeiten kenn' ich!“ rief die Schöne, „sie hat wahrscheinlich schon in der Zeitung gestanden — lassen Sie mich los.“

„Selbst erlebt — heute Morgen — bei Graf Geyerstein,“ beharrte Herr Franz. „Wenn sie nicht zehn Küsse werth ist, sollen Sie mich nie wieder ansehen.“

„Und die wäre?“ fragte, neugierig gemacht, die Kammerzofe — „hat er seinen Karl fortgeschickt? Mein Himmel, da klingelt die Comtesse schon — lassen Sie mich los!“

„Erst den Kuß.“

„Sie sind ein unverschämter Mensch — und Ihre Neugkeit — so lassen Sie mich doch nur los!“

„Und bekomme ich dann den Kuß — einen jetzt und einen andern später...“

„Gleich zwei — ich schreie wahrhaftig — ich kann nicht länger warten!“

„Schön — Graf von Geyerstein hat heute Morgen verkleideten Damenbesuch gehabt — ist das zwei Küsse werth?“

„Nicht einen halben, wenn ich nicht weiß, wen.“

„Madame Bertrand.“

„Die Kunstreiterin?“ rief Annette schnell; „es ist nicht wahr.“

„Auf meine Ehre — in Männerkleidung. — Oben im Zimmer hatte sie ihr glattes Gesicht, und als sie unten aus dem Hause trat, einen Schnurrbart. Sie kam mir gleich bekannt vor, aber ich konnte mich doch nicht recht besinnen, wo ich das hübsche Gesicht schon gesehen hatte, merkte mir aber die Nummer der Droschke, in die sie

stieg, und als ich heute Nachmittag dieselbe Droschke wiederfand, nannte mir der Kutscher auf meine Frage ohne Weiteres das Haus, wohin er den jungen Herrn gefahren."

„Und das Haus war?"

„Die Rose, wo die Kunstreiter wohnen."

„Meine Güte! die Comtesse reißt die Klingelschnur ab!" rief in diesem Augenblicke Annette, erschreckt zusammenfahrend. Unten klingelte es in der That heftig, und sie wollte sich von Franz frei machen. Ohne den versprochenen Lohn kam sie aber nicht davon, Herr Franz nahm sie im Nu beim Kopf, und: „Sie böser Mensch!" sagte die Schöne, als sie sich endlich glücklich von ihm befreit und, ihre Frisur wieder in Ordnung bringend, die Treppe, so rasch sie konnte, hinabeilte. Herr Franz aber blieb noch eine Weile dort, wo sie ihn verlassen, stehen, und schaute ihr, sich vergnügt dabei die Hände reibend, nach, bis sie im Gange unten verschwunden war. Dann stieg er selber, langsam und behaglich, die Stufen hinauf, den ihm gegebenen Auftrag nach seiner Bequemlichkeit auszuführen.

Es schlug acht; einzelne Equipagen fuhren vor; die Familie des Kriegs-Ministers war unten im Salon versammelt, die nach und nach eintref-

fenden Gäste zu empfangen, und die Dienerschaft kam herbei, den Thee, den die alte Excellenz eigenhändig bereitete, herumzureichen.

Comtesse Melanie stand neben ihrer Mutter und unterhielt sich mit dem eben eingetretenen Grafen Selikoff; aber sie sah bleich und angegriffen aus, und nur einmal färbte ein leichtes Roth ihre Wangen, als ihr Blick, neben dem jungen Manne hinstreifend, auf den eintretenden Grafen Geyerstein traf. Aber es schwand, so rasch wie es gekommen, und kalt und förmlich dankte sie der Verbeugung des sonst so willkommenen, ja, oft heimlich ersehnten Gastes.

Dem jungen Grafen konnte diese Veränderung in dem Betragen, dem ganzen Wesen Melanie's nicht entgehen, aber die Gesellschaft selber gestattete ihm auch — wenigstens für jetzt noch — nicht, sie darum zu befragen. Der alte freundliche Herr von Ralphen, der dem gern gesehenen jungen Manne so herzlich entgegentrat wie früher, nahm ihn vor allen Dingen in Beschlag, ihn mit einigen anderen fremden Officieren bekannt zu machen, und er kam nicht eher wieder von ihm los, als bis der alte Herr seine Aufmerksamkeit auf die zu arrangirenden Spieltische wenden mußte.

Graf Geyerstein selber spielte nicht und hatte

dadurch die beste Entschuldigung, sich von ihm zurückzuziehen. Ehe er aber seinen Vorsatz, Melanie unter jeder Bedingung anzureden, zur Ausführung bringen konnte, lief er Ihrer Excellenz, der Frau von Ralphen, in den Weg, die freundlich ihre ringbedeckte Hand auf seinen Arm legte.

„Aber, lieber Geyerstein, wo in aller Welt haben Sie nur die ganze Woche gesteckt? Man sieht Sie ja gar nicht mehr und muß Sie ordentlich mit Gewalt herbeiziehen, wenn man Sie wirklich einmal haben will.“

„Excellenz sind zu gnädig, mich glauben zu machen, daß Sie mich vermißt haben,“ sagte der junge Mann leicht erröthend. „Sie mögen aber selber beurtheilen, wie streng in dieser Woche unser Dienst gewesen sein muß, da ich genöthigt war, die liebsten Menschen zu vermeiden.“

„Aber Abends hätten Sie doch gewiß einmal Zeit gehabt. Sogar aus der gewöhnlichen Vorlesung sind Sie uns neulich weggeblieben, und Graf Selikoff hat an Ihrer Stelle lesen müssen, denn unsern Racine durften wir doch nicht im Stiche lassen.“

„Es würde mir unendlich leid thun, wenn ich die Ursache einer Störung gewesen wäre.“

„Das ist das Wenigste — darüber beruhigen

Sie sich. Rosalie hat Sie aber am meisten vermißt, denn sie brennt vor Begierde, Ihnen ihre neuen Zeichnungen vorzulegen."

„Darf ich sie holen, Mama?" flüsterte ihr die junge Comtesse, die neben sie getreten war, rasch ins Ohr.

„Jetzt nicht, mein Kind," lächelte die Excellenz; „der Herr Graf hat jetzt mehr zu thun, als sich mit Deinen Kunstproducten abzugeben — aber, Fräulein," unterbrach sie sich plötzlich, mit einem strengen Blick nach einer jungen Dame hinübersehend, die unfern von ihnen, den Blick fest auf die Gruppe geheftet, stand — „Sie vergessen Ihr Amt — dürfte ich Sie bitten, darauf zu achten, daß die Herrschaften Thee bekommen?" Und mit einer heimlichen, nicht ganz leidenschaftlosen Bewegung deutete sie dabei auf den Rittmeister, der sich indeß zu Rosalien gewandt hatte und mit freundlichem Gruß zu dem jungen Mädchen sagte: „Lassen Sie sich nicht abschrecken, Comtesse, bringen Sie mir getrost Ihre Studien. Die Gesellschaft soll mich nicht abhalten, mich recht herzlich über Ihre Fortschritte zu freuen."

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, lieber Graf," sagte das junge Mädchen, deren Antlitz hohes Roth überflog und ihre lebendigen Augen

noch viel lieblicher erhellte, „ich werde Sie auch nicht lange plagen — ich habe mich aber so darauf gefreut“ — und mit leichten Schritten huschte sie durch den Salon, dem nächsten Ausgange zu, die Blätter selber schnell herbeizuholen.

Die Excellenz hörte diese kleine Unterredung nicht, denn ihr Blick haftete noch, und zwar lange nicht mit der Freundlichkeit, mit der sie vorher den Rittmeister angeredet, auf der jungen Dame, die schon bei ihren ersten mahnenden Worten tief erröthend zusammengefahren war und sich rasch abgewandt hatte, ihre für den Augenblick versäumte Pflicht zu erfüllen.

Louise von Mechern, aus einem altadeligen Geschlechte stammend, war durch die Empfehlung des ***schen Gesandten nach *** und in das Ralphen'sche Haus gekommen, wo sie die Stelle einer Gouvernante bei Rosalien und ihrer jüngsten, erst siebenjährigen Schwester ausfüllte und zugleich mit musterhafter Ordnung die Wirthschaft der nichts weniger als wirthschaftlichen Excellenz führte.

Louise von Mechern war ein liebes, bescheidenes und dabei höchst geistreiches, gebildetes Wesen, das jede Stellung im Leben vollkommen ausgefüllt haben würde. Aber ihr Körper hatte mit ihrem Geiste nicht Schritt gehalten, und einer

Unvorsichtigkeit der Wärterin in frühesten Jugendjahren verdankte sie ein Uebel, das sie jetzt durch das ganze Leben tragen mußte. Ihr Gesicht war bildschön, ein wahrhaft griechisches Profil mit großen, sprechenden braunen Augen, dunklem vollem Haar und feinen, edlen Zügen, aber — ihre rechte Schulter war verwachsen und dadurch dem übrigen Körper nicht die nöthige freie Entwickelung geworden.

Wie bald vergaß man aber, sobald man näher mit ihr bekannt wurde, diesen körperlichen Fehler in all' den geistigen Vorzügen, die ihr eigen waren, und welchen wohlthätigen Einfluß übte sie dabei auf die Erziehung der ihr anvertrauten Kinder, ja, durch ihren Umgang selbst auf Melanie aus! Die Töchter des Kriegs-Ministers hingen auch mit treuer Liebe an dem jungen Mädchen, und Melanie besonders fühlte, welch ein wohlthätiger Geist der Ordnung in ihr ganzes Haus gekommen sei, seit Louise von Mechern mit ihrem stillen, einfachen Wesen die Leitung desselben übernommen hatte.

Nur Frau von Ralphen schien das nicht zu bemerken, oder — wenn sie es bemerkte — es allein der Ordnung gemäß zu halten. Daß die angenommene Gouvernante und Wirthschafterin ihre Pflicht that, verstand sich von selbst; eine

weitere Anerkennung blieb deßhalb sogar in der Frau von Ralphen war nicht etwa ein nicht dachte übermäßig strenge Frau — ihren Kinder und fast über hätte sie sogar noch bedeutend strenge.. — dürfen. Aber sie fühlte, daß sie in der Reside eine sehr bedeutende Rolle spiele; sie wußte, und war überzeugt, daß sie zu den „ersten Damen" des Landes gehöre, und dadurch stolz — rücksichtslos stolz gegen Alle geworden, die unter ihr standen. Das gerade gab denn auch oft ihrem Betragen und ganzen Wesen eine Härte und Schroffheit, die unter anderen Umständen ihrem sonst wirklich weichen und guten Herzen fern geblieben wären.

Louise ertrug das aber mit einer wahren Engelsgeduld. Still und freundlich, mit der ihr eigenthümlichen sanften und immer guten Laune, vermied sie jede Klippe, die zwischen ihr und der Excellenz hätte zu einem Wortwechsel führen können, fügte sich ihren kleinen Eigenheiten, ohne sich selber je das Geringste dabei zu vergeben, und erwiederte zugleich von ganzer Seele die Liebe, die ihr die Kinder entgegenbrachten.

Nur in Gesellschaft, selbst bei einem einzelnen Besuche, fühlte sie sich gedrückt. Sie wußte, wie sehr sie mit ihrem Körper, dem raschen, oberflächlichen Urtheil der Welt gegenüber, im Nachtheile

Unvorsichtigk…chte es so viel als möglich zu verjahren verdo…n zu begegnen. Darin unterstützte inganze Leke Excellenz sie nicht; denn ob sie nun schön,…n wirklich nicht entbehren konnte, oder gar spr…mlich fühlte, daß durch die Gegenwart der unscheinbaren Gouvernante die Erscheinung ihrer eigenen Töchter gehoben würde, — wer vermag im Innern eines menschlichen Herzens zu lesen? — aber Louise mußte stets und in jeder Gesellschaft erscheinen, und nur die dringendste Abhaltung oder wirkliches Unwohlsein konnte sie entschuldigen.

Von den gewöhnlichen Gästen wurde sie aber selten oder nie beachtet. Die Damen besonders nahmen nie Notiz von ihr — es war ja nur die Gouvernante, wenn auch aus einer edlen, vielleicht edleren Familie, als sie selber, sprossend. Nur Graf Geyerstein hatte sich gern und viel mit ihr unterhalten, in früheren Zeiten sogar manche Partie Schach, das sie meisterhaft spielte, mit ihr gezogen, und an Melanie's Seite Stunden lang ihrem seelenvollen Vortrage auf dem Piano gelauscht.

Das Alles nahm sie still und dankbar hin, zog sich nach solchen Abenden aber immer um so viel scheuer in sich selbst zurück.

Dergleichen Abende waren aber auch in der letzten

Zeit viel seltener geworden, ja, hatten sogar in der letzten Woche ganz aufgehört, und vielleicht dachte Louise, als ihr Auge vorhin so ernst und fast traurig auf dem Grafen ruhte, jener Zeit — war er ihr doch indessen fast fremd geworden.

Und Graf Geyerstein? — er kam sich selber hier fast wie ein Fremder vor. — War es Melanie's verändertes Betragen, über das er sich nicht täuschen konnte? — war es des Bruders Schicksal, das in der letzten Zeit seine Seele so erfüllt, ihn fast die ganze übrige Welt darüber vergessen zu lassen? — war es der junge fremde Russe, der, kaum hier eingeführt, sich mit einer Zuversicht und Sicherheit in diesen Räumen bewegte, als ob er selber schon seit Jahren des Hauses intimster Freund gewesen? — Er wußte es nicht — nur wie ein dunkler, unheimlicher Schatten lag es auf seinem Herzen, und die hell erleuchteten, menschenbelebten Gemächer kamen ihm todt, öde und einsam vor, als ob er hier allein gestanden hätte.

Da tönte plötzlich ein helles, reines Lachen an sein Ohr. — Das war Melanie's Stimme; unter Tausenden hätte er sie ja herausgekannt. Er wandte rasch den Kopf dorthin — der fremde Graf mußte ihr gerade etwas unendlich Komi-

sches erzählt haben, denn ihr Antlitz strahlte vor Laune und Uebermuth.

„Herr Graf," flüsterte in diesem Augenblicke eine leise Stimme an seiner Seite, und Louise von Mechern suchte ihn durch die Anrede auf den Lakaien aufmerksam zu machen, der mit dem Thee-Service auf dem silbernen Teller bis jetzt vergebens bemüht gewesen war, dem Rittmeister die Erfrischung zu präsentiren.

Der Graf sah aber nichts weiter, als Melanie's halb von ihm abgedrehtes glückliches Gesicht. Nur einen flüchtigen Blick warf er herum, der Anrede zu, und wandte sich, ohne das junge Mädchen, das schüchtern neben ihm stand, auch nur zu bemerken, mit einem einfachen „Ich danke" wieder ab.

Der Lakai balancirte seinen Präsentirteller nicht ohne Geschicklichkeit weiter, zwischen den verschiedenen beweglichen Gruppen durch, und Louise selber schrak schüchtern zurück. Rosalie aber kam jetzt mit ihrer Mappe herbeigehüpft, und den Grafen am Arm nehmend, der sich ihr nicht entziehen durfte, führte sie ihn in ein kleines, etwas abgesondertes Seiten-Cabinet, dort ungestört seinen Beifall über die wirklich mit vielem Talent und

fast nur unter der Leitung Louisens ausgeführten Skizzen einzuernten.

Hier sollten sie aber nicht lange ungestört bleiben, denn Fräulein von Zahbern hatte den Grafen schon vorher nicht aus den Augen verloren und folgte ihnen bald, sich anscheinend den ausgebreiteten Zeichnungen Rosaliens mit größtem Interesse widmend. In der That aber suchte sie nur die Durchsicht derselben zu beschleunigen, und als die Comtesse, von der Anwesenheit der jungen Dame eben nicht erfreut, ihre Arbeiten wieder zusammenlegte und forttrug, ergriff Fräulein von Zahbern des Grafen Arm und flüsterte: „Aber sagen Sie mir nur um Gotteswillen, Herr Graf, wollen Sie denn den Kampf ganz ohne Schwertstreich aufgeben?"

„Den Kampf, mein gnädiges Fräulein?"

„Ah, stellen Sie sich nicht, als ob Sie nicht verständen, was ich meine," rief die Dame rasch, „wir haben hier auch keine Zeit durch Aufklärungen zu versäumen. Sie müssen doch sehen, daß jener Russe Sturm auf Melanie's Herz läuft."

„Und glauben Sie nicht, daß die Festung stark genug sein wird, sich zu halten?" sagte der Rittmeister lächelnd, während aber doch ein ganz eigenes Weh sein Herz durchzuckte.

„Nein!“ rief das Fräulein rasch und entschieden, wenn auch noch immer mit unterdrückter Stimme. „Sie sind entweder erschrecklich leichtsinnig oder erschrecklich — zuversichtlich, wenn Sie die Gefahr nicht sehen wollen, die Ihnen droht.“

„Aber woher auf einmal diese Theilnahme für mich, mein gnädiges Fräulein?“ sagte der junge Mann mit viel größerer Ruhe, als Fräulein von Zahbern wohl erwartet haben mochte.

„Aus Patriotismus. Ich hasse die Russen, und diesen Russen...“

„Vor allen anderen?“

„Nein — ärgern Sie mich nicht — diesem Russen gönne ich eben Melanie nicht. Die ganze Stadt weiß ja doch, daß Sie für sie schwärmen.“

„Die ganze Stadt weiß oft mehr von uns, als wir selber wissen,“ sagte der Graf trocken.

„Mehr wenigstens, als uns oft lieb ist,“ ergänzte das gnädige Fräulein mit einem bezeichnenden Blick auf den Rittmeister selber, der jedoch an diesem machtlos abglitt — „Sie aber, Herr Graf,“ setzte sie dann, als sie es bemerkte, hinzu, „sind mir ein vollkommenes Räthsel und entweder der — durchtriebenste oder der unschuldigste Mann, dem ich in meinem ganzen Leben begegnet bin.“

„Lassen Sie uns das Letztere hoffen, mein gnädiges Fräulein," sagte der Rittmeister, dem das Gespräch unangenehm zu werden anfing. „Wir sollen von unseren Mitmenschen immer nur das Beste denken."

„Also muß ich denken, daß Sie jede Bewerbung um Melanie aufgegeben haben?" sagte Fräulein von Zahbern mit kaum verheimlichtem Aerger.

„Mein gnädiges Fräulein," erwiederte der Rittmeister, durch die unzarte Frage verletzt, „meine Ansichten und Wünsche können hier nicht gut in solcher Weise von uns Beiden verhandelt werden. Comtesse Melanie ist jedenfalls ihre eigene Gebieterin, und vollständig fähig und berechtigt, solche Bewerbungen, die ihr nicht anstehen, zurückzuweisen. Bewirbt sich Graf Selikoff wirklich um sie, so wird sie auch entscheiden, ob sie das günstig oder ungünstig aufzunehmen hat. Ein Drittes dabei wäre, meiner Meinung nach — überflüssig."

„Und wenn der Graf ältere Verpflichtungen hätte?" sagte die Dame gereizt.

„Graf Selikoff ist, so weit ich bis jetzt über ihn urtheilen kann," erwiederte kalt der Rittmeister, „ein Ehrenmann und deßhalb einer unedlen That unfähig. Wie dem aber auch sei, meine Gnädige, die älteren Ansprüche würden in dem

Falle weiter nichts zu thun haben, als — sich geltend zu machen."

Fast unwillkürlich hatte er sich bei diesen Worten dem Eingange des Cabinets zugewandt, an dem gerade zwei alte Geheimeräthe eine fast leidenschaftliche Debatte über Schnupftabak führten. Andere Gruppen auf- und abwandelnder Gäste waren ebenfalls in die Nähe gekommen, und Graf Geyerstein glaubte zu hören, daß sein eigener Name genannt würde.

Er drehte sich danach um und sah unfern von sich den alten General von Schoden mit seiner Tochter Euphrosyne und Melanie, die mit dem Grafen Selikoff in ein eifriges Gespräch verwickelt schien.

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Comtesse," lachte der alte General, „aber die Sache ist so, wie ich sage: Monsieur Bertrand giebt seine Truppe auf, oder verkauft wenigstens seine Pferde, denn ich weiß aus ganz sicherer Quelle, daß er den Falben mit dem weißen Hinterfuß und den Fuchs mit der schwarzen Mähne, die beiden Prachtpferde, dem General Beuter zum Verkauf angeboten hat."

„Und ich berufe mich nochmals auf Graf Geyerstein," erwiederte Melanie, jetzt kaum zwei Schritte von dem Rittmeister entfernt. „Der Graf ist sehr

genau mit der Truppe bekannt und hätte uns doch, wenn sich die Sache wirklich so verhielte, gewiß schon ein Wort davon gesagt, da er weiß, wie großen Antheil wir daran nehmen."

„Es thut mir leid, Comtesse, in diesem Streite nicht auf Ihrer Seite kämpfen zu können," fiel hier Graf Selikoff mit etwas gebrochenem Deutsch ein, „aber der General hat recht, den Falben, wie den einen weißen arabischen Hengst habe ich sogar selber gekauft, um beide nach Petersburg zu schicken."

Melanie schien im Anfange die Worte gar nicht zu hören, denn ihr Blick hing fest und forschend an den Zügen des Rittmeisters; aber diesen Moment des Selbstvergessens bezwang sie rasch, und zu dem Russen gewandt, sagte sie: „In der That? — das hätte ich nicht geglaubt. — Was mag den Mann dazu bewogen haben? Herr Rittmeister, wissen Sie vielleicht etwas Näheres über diesen überraschenden Verkauf? Will sich vielleicht Monsieur Bertrand ganz dem Seiltanz widmen?"

„Ich bedaure unendlich, Comtesse," erwiederte ruhig Graf Geyerstein, „Ihnen nichts Näheres darüber mittheilen zu können. Es ist sogar dies das erste Wort, das ich von dem Verkauf höre, ich muß also doch nicht so genau davon unterrichtet sein."

Comtesse Melanie schwieg, und eine fliegende Röthe färbte ihr für einen Augenblick Wangen und Nacken, um gleich darauf wieder, so rasch wie sie gekommen, zu verschwinden. Fräulein von Zahbern aber, mit dem Interesse, das sie an jeder Stadtneuigkeit nahm, rief erstaunt: „Ist es denn möglich, Monsieur Bertrand will sein Geschäft aufgeben? Aber das kann ja gar nicht sein, oder er hat sich genug verdient, um den Kunstreiter an den Nagel zu hängen und den Rentier zu spielen. Da freue ich mich nur, daß wir ihn noch hier zu guter Letzt gehabt und gesehen haben. Und seine Frau reitet nun also auch nicht mehr?"

„Nur Vermuthungen von unserer Seite, meine Gnädige," sagte der alte General von Schoden. „Wir wissen selber darüber nicht mehr, als Sie."

„Ich finde es auch so erstaunlich unweiblich, zu reiten," bemerkte Fräulein Euphrosyne von Schoden, „ich muß gestehen, ich hätte die Vorstellungen um keinen Preis wieder besucht."

„Larifari!" lachte der alte General, „wegen der kurzen Röcke? — mit langen Reifröcken können sie auf keinem Pferde herumtanzen."

„Aber, Papa, ich bitte Dich um Gotteswillen..."

„Ich fragte Monsieur Bertrand," fiel hier

Graf Selikoff ein, „ob er die Absicht habe, seine Reitkunst aufzugeben, erhielt von ihm aber nur ausweichende Antworten. Die Sache kann übrigens kein Geheimniß bleiben, denn seine Truppe wird uns bald darüber aufklären, wenn er es selber nicht für nöthig finden sollte."

„In der Stadt erzählt man," nahm hier der hinzutretende Intendant das Wort, „daß sich Monsieur Bertrand schon wegen des unterlassenen Seiltanzes zwischen den beiden Thürmen sehr heftig mit seiner Frau gezankt habe, und die Beiden sich wollten scheiden lassen."

„In der That?" rief Melanie schnell, und ihr Blick streifte fast unwillkürlich den Rittmeister.

„Ja, meine Gnädigste," versicherte Herr von Zühbig mit wichtiger Miene, indem sich seine Stirn in dichte Falten zog, „Madame Bertrand scheint etwas heftiger, selbstständiger Natur zu sein, wie alle diese Art Damen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie das Geschäft, ohne Herrn Bertrand, allein fortsetzen würde."

„Ohne Pferde?" sagte der General.

„Ohne Pferde?" — Pardon! nein.

„Aber ihr Mann verkauft sie alle."

„Ha, dann dressirt sie vielleicht andere. Es ist ein pompöses Weib, diese Madame Bertrand,

ein kleiner Teufel — wie ich mir habe sagen lassen."

„Es kann ja auch sein," nahm hier Melanie das Wort, „daß sie sich selber nach Ruhe sehnt, und vielleicht in stiller Zurückgezogenheit ihr Leben nach so vielen Gefahren und — Aufregungen zu genießen gedenkt."

„Sehr leicht möglich, meine Gnädigste, sehr leicht möglich!" rief Herr von Zühbig mit einem lüsternen Lächeln um die Lippen. „Man munkelt sogar in der Stadt von einer Liaison, die verlockend genug sein sollte, selbst den schönen Monsieur Bertrand aufzugeben."

„Sie sind boshaft, Baron," sagte Melanie, indem sie fühlte, daß ihr das Herzblut selbst zu Eis gerann. Aber sie wagte nicht in diesem Augenblicke zu dem Rittmeister aufzuschauen.

„Die Stadt wird nie müde," sagte da Graf Geyerstein's ruhige, klangvolle Stimme, „dergleichen Erzählungen zu erfinden, und es giebt auch stets gefällige und geschäftige Menschen, die sie weiter tragen."

„Ich sage nur nach, was mir erzählt worden ist!" rief von Zühbig rasch.

„Natürlich, Herr Intendant," lachte Fräulein von Zahbern, „mehr thun wir Alle nicht. Wenn

wir aber Alle so finster und schweigsam wären, wie der Herr Rittmeister, so hörte jede Unterhaltung auf, und man säße in stiller Selbstbeschauung neben einander, eine Tasse Thee mit Würde zu trinken. Hahahaha — eine solche Damen-Gesellschaft möchte ich einmal sehen!“

„Haben Sie keine Furcht, mein gnädiges Fräulein,“ lachte der alte General, „hier in *** passirt Ihnen das nicht, Ihr Weiber müßt einmal klatschen, das ist Euer Erbfehler...“

„Aber, bester Papa...“

„Und Du, Euphrosine, bist nicht um ein Haar besser, als die Anderen!“ rief der alte Haudegen.

„Aber Du gebrauchst solche incroyable Ausdrücke, Papa!“

„Larifari! ich nenne das Kind beim rechten Namen.“

„Comtesse, ich habe den ganzen Abend bis zu diesem Augenblicke vergebens eine Gelegenheit gesucht, Sie begrüßen zu können,“ wandte sich Graf Geyerstein an Melanie — diesen Augenblick benutzend, wo die Aufmerksamkeit der Uebrigen auf den General und seine Tochter gerichtet war. —

„Ich bin sehr erfreut, Sie nach so langer Zeit wieder einmal bei uns zu sehen,“ erwiederte die

junge Gräfin mit einer artigen, aber kalten Bewegung des Hauptes.

„Wenn Sie wüßten ...“.

„Wie beschäftigt Sie die letzte Zeit gewesen?“ unterbrach ihn Melanie, und fast unwillkürlich suchte ihr scharfer, forschender Blick sein Auge. Ruhig jedoch nur mit einem leisen, fast schmerzlichen Ausdrucke, begegnete es dem ihrigen. Sie wandte sich rasch ab und fuhr fort: „Ich kann es mir denken, und Sie sind vollkommen entschuldigt. — Aber kommen Sie, Herr Graf,“ redete sie in demselben Augenblicke den jungen Russen an, „ich versprach Ihnen vorhin die russische Volkshymne — Louise soll sie uns spielen — es ist ein Genuß, sie zu hören.“

„Es ist auch eine der schönsten Melodien, die es giebt,“ sagte der Graf, die letzten Worte falsch verstehend, „und Sie machen mich unendlich glücklich, Comtesse, daß Sie solches Interesse an unserer Nationalhymne nehmen.“

Melanie verneigte sich leicht gegen den Grafen Geyerstein, legte dann ihre Hand in den ihr gebotenen Arm des jungen Russen und schritt an seiner Seite dem andern Salon zu, in dem der Flügel aufgeschlagen stand.

„Und hatte ich unrecht?“ flüsterte Fräulein

von Zahbern in des Rittmeisters Ohr, indem ihr Blick mit einer, ihr sonst nicht unschönes Gesicht fast entstellenden Mischung von Zorn und Eifersucht das Paar verfolgte.

„Lassen Sie uns die Nationalhymne mit anhören, mein gnädiges Fräulein," sagte Graf Geyerstein statt aller Antwort, indem er ihr den Arm bot und die erbitterte Schöne, ohne ihr Zeit zu einer weitern Bemerkung zu geben, den Vorangegangenen nachführte.

8.

An demselben Abende, an welchem beim Kriegs-Minister von Ralphen die Soirée gehalten wurde, und während dort in den hellerleuchteten und wohlthätig durchwärmten, von Blumen duftenden, von sanften Melodien durchströmten Räumen fröhliche Menschen gesellig bei einander saßen, bereitete sich eine andere, von dieser weit verschiedene Scene in der zweiten Etage der Rosengasse vor.

Die Vorstellung im Circus war beendet, und mit ihr die letzte, der Gesellschaft für diese Messe gestattete. Draußen auf dem Platze, als die letzten Menschen das hohe, runde Bretterhaus kaum verlassen hatten, arbeiteten, hämmerten und pochten schon wetterbraune Gestalten in Hemdsärmeln und Schurzfellen, die Bude wieder abzuschlagen und sie so rasch als möglich von dem Platze, den sie mit ihrer bretternen Masse entstellte, zu entfernen.

Auch oben in dem Zimmer Georg Bertrand's sah es aus, als ob der Eigenthümer des Gemaches im Begriff sei, abzureisen, denn wild und unordentlich lagen alle möglichen Costumestücke bunt zerstreut über Stuhl- und Sophalehnen, ja selbst über den Boden hin. Handschuhe, Hüte, Reitpeitschen, ja, selbst andere Theile einer Damen-Garderobe bedeckten zum Theil den großen runden Tisch, der in der Mitte der Stube stand, und waren nur zur Hälfte zurück- und zusammengeschoben, um dem durch die Hausmagd heraufgebrachten Abendbrod für drei Personen nothdürftigen Raum zu geben.

Die Luft in dem ziemlich geräumigen, aber sehr niedern Gemache war dabei schwül und dumpfig, und kaltgewordener Tabaksqualm, wie der warme Fettgeruch verschiedener Fleischspeisen diente nicht dazu, sie zu verbessern.

Auf dem Sopha lag Demoiselle Josephine, Georginens siebenjährige Tochter. Das Kind war von der für seine Jahre übermäßigen Anstrengung erschöpft eingeschlafen, und der Schein der Lampe fiel, ohne die Schläferin zu stören, grell auf das bleiche, aber stark geschminkte, abgespannte Gesicht des Kindes.

Georg Bertrand war noch nicht nach Hause

gekommen. Er mußte darauf sehen, daß vor allen Dingen seine Pferde gut gewartet, abgerieben und gefüttert wurden, ehe er selber an seine eigene Verpflegung denken konnte. Fremden Menschen, und noch dazu solch leichtsinnigem Volke, wie seinen Künstlern, durfte er das, wie er recht gut wußte, nicht überlassen.

Georgine dagegen hatte eben das Zimmer betreten, aber ihr leichtes, luftiges Costume, mit dem sie in der letzten Pièce als Elfe die Zuschauer entzückt, noch nicht abgelegt. Nur ein langer, leichter, grauer Mantel, den sie beim Nachhausegehen darübergeworfen, schützte sie gegen die kalte Nachtluft, und selbst hier, in dem fast schwülen Zimmer, hatte sie ihn noch nicht abgelegt, denn ihre Seele beschäftigte Anderes, als die Veränderung ihrer Toilette.

Unruhig und rasch schritt sie in dem breiten, niedern Gemache auf und ab. Die nackten Arme fest auf der unruhig wogenden Brust verschränkt, das Haupt gesenkt, auf dem die noch nicht abgelegten Blumen und Federn herüber und hinüber wehten, maß sie den engen Raum wieder und wieder, und unterbrach ihre Schritte nicht einmal, als ihr Vater endlich, ebenfalls noch in seinem Hanswurst-Costume, in's Zimmer trat.

„Ist Georg noch nicht zu Hause?" fragte der Alte, indem er seine Kappe auf dem Kopfe rückte und sich mit der Hand durch die langen, schon dünnen und ergrauenden Haare fuhr.

„Nein," lautete die kurze Antwort, und die Frau schritt, ohne nur zu ihm aufzusehen, an ihm vorüber.

Der Alte betrachtete sie eine Weile kopfschüttelnd, dann ging er zu dem Sopha, auf dem Josephine lag, und blieb davor stehen. „Hm," sagte er hier, indem er einen alten, auf der Sophalehne hangenden Rock über die halbentblößten Glieder der Kleinen zerrte, „das Kind wird sich erkälten. Hat sie denn schon zu Nacht gegessen?"

„Ja, sie war früher fertig, als wir."

„Wo hockt denn die Christel, daß sie gewaschen und zu Bett gebracht wird?"

„Rufe sie — die faule Dirne ist nie da, wenn sie gebraucht werden soll."

Der Alte ging kopfschüttelnd wieder hinaus und kam bald mit einer Art von Dienstmädchen zurück, das den Tag über auch noch dazu verwandt wurde, die verschiedenen Costumes in Ordnung zu halten. Das Mädchen schien selber irgend wo eingeschlafen und eben geweckt zu sein, denn sie konnte noch nicht in das Licht sehen. Ohne viele Umstände

ergriff sie das schlafende Kind mit dem darüber gedeckten Rock, warf es sich halb über die Schulter, ohne daß es dadurch erwacht wäre, und trug es in sein Schlafzimmer nebenan.

„Das Fleisch wird ganz kalt,“ sagte indeß der Alte, der sich nicht weiter um das Uebrige bekümmerte. „Wo nur Georg wieder bleibt — setz' Dich mit her, man muß jetzt das Bißchen Fressen so nur immer in aller Hast hineinhetzen.“

„Iß nur,“ erwiederte die Frau, „ich habe keinen Hunger.“

„Keinen Hunger? und nach der Anstrengung?“ brummte der Alte. „Dabei kann man doch wahrhaftig nicht von der Luft leben! — Meinetwegen aber, wenn Du nicht willst — ich habe Hunger!“ Und damit warf er seine alte Filzkappe in die Ecke, holte sich einen großen Krug Bier und vom Fenster eine Flasche Branntwein, langte dann aus den vor ihm stehenden, mit guten, nahrhaften Speisen gefüllten Schüsseln wacker zu und schien sich bald nach Umständen vollständig behaglich zu fühlen.

Nur das unruhige Wesen der Frau störte ihn; er sah ihr ein paar Mal auf ihrem Gange kopfschüttelnd nach, und dann wieder nach der alten Schwarzwälder Uhr, die im Zimmer hing, hinüber,

rückte ungeduldig eine Weile auf seinem Stuhle hin und her, und sagte endlich: „Was hast Du denn nur heute Abend, Gine, daß Du wie toll im Zimmer auf und ab rennst? Weßhalb hast Du Dich noch nicht ausgezogen? Zum Donnerwetter setz' Dich einmal! man wird ganz verdutzt."

Die Frau antwortete weder, noch unterbrach sie ihren Gang, und nur manchmal blieb sie einen Moment plötzlich stehen, nach der Thür hinüber zu horchen.

Der Alte sah ihr kopfschüttelnd zu, dann aß er ruhig weiter, bis er satt war, schob jetzt den Teller zurück, schenkte sich ein Bierglas halb voll Branntwein, das er auf Einen Zug und ohne eine Miene zu verziehen leerte, und nahm dann das Gespräch noch einmal auf: „Dir geht Georg's neuer Plan im Kopfe herum — er paßt Dir nicht, ich weiß es — er paßt auch mir eigentlich nicht recht, aber — bei Lichte besehen, hat er doch am Ende nicht so ganz unrecht. Wir werden alt, und ich für mein Theil hätte nichts dagegen, wenn ich mich einmal — wenigstens eine Zeit lang — ausruhen könnte, ohne gerade am Hungertuche zu nagen."

Georgine schleuderte ihm einen finstern Blick zu, erwiederte aber noch immer keine Sylbe, und

der Alte, noch einmal zu der Flasche greifend, aus der er sich langsam einschenkte, fuhr, eigentlich mehr zu sich selber, als zur Tochter redend, fort: „Und es ist doch eigentlich nur ein Hundeleben, das wir führen, Faxen und Narrenspossen machen, daß das Lumpenvolk sich für seine paar Groschen, die es zahlt, darüber ausschütten kann und besser danach verdaut — Canaillen, verdammte, die uns nachher auf der Straße über die Achsel ansehen, oder hinter uns drein feixen — und wegen solcher Bande riskirt man seine Gliedmaßen, bis man einmal zum Krüppel wird! Nachher kann man betteln gehen, mit Krücke oder Stelzfuß, und ihretwegen auch verhungern — was kümmert das *sie*!"

Der alte Mann hatte den Ellbogen auf den Tisch gestützt und schaute mit den kleinen tiefliegenden Augen finster und verdrossen in die dicht vor ihm flackernde Lampe hinein. Aber wo war jetzt der tolle Humor in diesen Zügen, der noch vor wenigen Viertelstunden das Volk da draußen hatte aufjauchzen und jubeln machen? Wo war die Laune geblieben, mit der er sich dem Stallmeister zwischen die Füße warf und seinen Körper verrenkte und durcheinander wand, nur um dem süßen Pöbel draußen zu gefallen?

Nichts von allem dem ließ sich mehr in dem finstern, verdrossenen und doch so entsetzlich bemalten Angesicht erkennen, auf das die Lampe jetzt ihr volles, grelles Licht goß. Scharf und verzerrt schnitten dabei die weißgemalten Streifen desselben ein, während das Zinnoberroth ordentlich leuchtete und die beiden Augen unter den tief herabgezogenen buschigen Brauen wie ein paar Stücke rothheißen Eisens funkelten.

Fest hatte sich dabei die magere, sehnige Hand in das lange, dünne Haar gekrallt, das zwischen den Fingern in spärlichen Locken herausquoll, und ein eigener Ausdruck von Trotz, Grimm und Ekel lag in den tiefgefurchten, farbebestrichenen Zügen.

Georgine war neben ihm stehen geblieben, und den weißen, vollen Arm auf den Tisch stützend, sagte sie mit leiser, wie höhnisch klingender Stimme: „Und willst Du ein Bauer werden?"

„Warum nicht?" erwiederte der Mann, ohne seine Stellung auch nur um ein Haar breit zu verändern, „immer noch besser ein Bauer, als ein — Hanswurst."

„So zieht Ihr Beiden allein zwischen Eure Schafe und Kühe!" rief das junge, schöne Weib, in wildem Zorn emporfahrend, „ich selber weiß, was ich mir und Josephinen schuldig bin, und

den will ich sehen, der mich zwingen soll, draußen zwischen Kraut- und Kartoffelfeldern mein Leben zu beschließen?"

„Niemand, Georgine, Niemand!" sagte in diesem Augenblicke die tiefe, klangvolle Stimme Georg Bertrand's, der unbemerkt von den Beiden in die Thür getreten und auf der Schwelle stehen geblieben war. „Wenn Du es über's Herz bringen kannst, Deinen Gatten allein ziehen zu lassen, allein Deinen Weg Dir in der Welt zu bahnen, in Gottes Namen dann, ich kann und werde Dich nicht daran hindern."

„Nicht?" rief die Frau erstaunt, ja, überrascht, nach ihm herumfahrend, „Du würdest Dich von mir und Josephinen trennen wollen?"

„Von Josephinen? — nein," sagte der Mann ruhig, indem er seinen Hut auf den Stuhl neben der Thür legte und langsam jetzt in's Zimmer trat.

„Von Josephinen nicht?" rief in schnell wieder aufloderndem Zorn die Frau, „welche Macht der Erde wird das Kind von der Mutter trennen?"

„Das Gesetz!" erwiederte mit dem vorigen Gleichmuth ihr Gatte; „das Gesetz spricht nach dem siebenten Jahre das Kind dem Vater zu."

„Du darfst mir Josephinen nicht nehmen," zischte da Georgine zwischen den zusammengebissenen

Zähnen durch, „Du weißt, daß ich ohne das Kind nicht leben kann, daß ich mit mehr als Mutterliebe an ihm hange, daß sie mein Eins und mein Alles ist auf dieser Welt — Du kannst und darfst mich nicht tödten, und mir das Kind nehmen, hieße mehr als mich morden."

„Und will ich das?" erwiederte Georg, jetzt vor sie tretend und ihre Hand ergreifend, „habe ich nicht Bitten auf Bitten an Dich verschwendet, mir und dem Kinde das Opfer zu bringen, diesem unseligen Leben zu entsagen? Hat nicht Josephine selber Dich gebeten, mich nicht zu verlassen und draußen in der freundlichen Natur zu vergessen, was Dich hier berauscht — den Beifall der Menge? — Georgine, kann Dir denn nicht ein häusliches Familienglück, das Du noch gar nicht kennst und das nur zu bald seinen Zauber um Dich breiten wird, das Jauchzen und Beifallklatschen fremder, gleichgültiger Menschen ersetzen? Lebst Du denn nur für diese Masse, die Dir nichts, gar nichts entgegenbringt, als nur das Verlangen, auf angenehme Weise amüsirt zu werden, und die gleichgültig selbst an Deinem Sarge vorübergehen würde, wenn ein unglücklicher Fall Dich in der nächsten Stunde vielleicht abriefe?"

„Nach meinem Tode? Nicht so viel kümmere

ich mich darum!" rief das schöne Weib verächtlich. „Ob sie mich lieben werden oder hassen, was liegt daran! Nur dieses Leben ist mein, nur dem Leben gehöre ich an. Was schert mich die Liebe oder der Haß des Volkes nach dem Tode!"

„Und ich? — und Dein Kind?" sagte Georg mit weicher Stimme.

„Wenn Ihr mich liebtet, quältet Ihr mich nicht so," rief die Frau zurück. „Du weißt, daß ich so wenig für das Land passe, wie Dein Araber zum Karrenziehen und Ackern; die Hand möchte ich sehen, die uns Beide dazu zwingen kann."

„Du weißt," sagte Georg ruhig, „daß ich den Araber zu Allem zwang, wozu ich ihn haben wollte."

„Aber mich nicht, Georg, mich bei Gott nicht!" rief die Frau, wieder zu voller Heftigkeit ausbrechend. „Versuch' es nicht, Du möchtest es bereuen."

„Es ist zu spät, darüber noch zu reden," sagte fest entschlossen Georg. „Heute Abend nach der Vorstellung habe ich den Handel über mein letztes Pferd abgeschlossen, die wenigen ausgenommen, die ich mit mir zu nehmen gedenke, und morgen schon verlassen wir ***, keine weitere Messe mehr zu besuchen. Die Gesellschaft ist aufgelöst,

die Leute werden morgen ausgezahlt, und ich und Josephine ziehen hinauf nach Mecklenburg, ein neues Leben von heute an zu beginnen."

„Und glaubst Du, daß ich das Kind Dir gutwillig lassen werde?" fragte Georgine, und ihre ganze Gestalt zitterte in der furchtbaren Bewegung, die sich ihrer bemächtigt hatte.

„Du mußt, Georgine," lautete die feste Antwort, „die Gesetze schützen mich darin — wenn ich deren Schutz anrufen müßte. Ich habe mich genau danach erkundigt. Josephine ist über sieben Jahre alt, und das Gesetz spricht in diesem Falle dem Vater des Kindes, falls sich die Eltern trennen sollten, das Recht zu, über seine Zukunft zu wachen und zu bestimmen."

„Und wer hat Dich mit den Gesetzen so genau bekannt gemacht? — glaubst Du nicht, daß ich Deinen Helfershelfer errathe?"

„Wenn Du den Mann meinen Helfershelfer nennst, der mir wie einem Ertrinkenden die Hand bietet, mich aus einem Leben zu erretten, das mich die letzten Jahre nur zwischen Verzweiflung und Selbstmord schwanken ließ, so hast Du recht," sagte Georg düster.

„Zwischen Verzweiflung und Selbstmord, Du?" rief erstaunt die Frau — „Du, der nur Lust und

Stolz in der Ausübung seiner Kunst fand, dem an Kühnheit und Geschicklichkeit Keiner gleichkam?"

„Es ist gut," erwiederte der Mann, ernst mit der Hand abwehrend; „die Zeiten sind, Gott sei Dank, vorbei, denn Du kennst mein früheres Leben nicht, weißt nicht, kannst nicht wissen, was ich gelitten und geduldet habe, es zu vergessen. Jetzt endlich ist mir Rettung geboten; jetzt endlich streckt sich mir eine Hand entgegen, mich zurück zu Sicherheit und Ruhe zu führen, und, beim ewigen Gott! ich will sie nicht undankbar von mir stoßen. — Du kennst mich, Du weißt, daß ich durchführe, wozu ich einmal fest entschlossen bin; glaube also nicht, mich durch zornige Worte oder machtlose Drohungen schwanken zu machen. Auch Dir bietet sich die Hand, auch für Dich ist die Hülfe gemeint. Folge deßhalb meinem Rath — folge Deinem Gatten — Deinem Kinde, und stürze Dich nicht wieder einem Leben entgegen, an dem Du jetzt vielleicht Freude findest, in dem Du aber doch mit der Zeit rettungslos untergehen müßtest."

„Er hat recht, Eine," sagte auch der Alte, der, ohne bis jetzt seine Stellung zu verändern, aufmerksam den Worten Bertrand's gelauscht und

nur manchmal langsam dazu mit dem Kopfe genickt hatte. „Wir Alle werden nicht jünger, und ein solcher Schlupfwinkel für's Alter bietet sich nicht einem Jeden von uns. Der rothe Kaspar war zu meiner Zeit, wie ich noch in Bundhosen herumlief, ein so toller Hanswurst, wie es je einen gegeben hat: die Banden zahlten ihm damals schon sechs- bis siebenhundert Thaler jährlich mit Kußhand, und er brauchte sich noch nicht einmal dafür bei ihnen zu bedanken. Auf der Messe jetzt habe ich ihn mit einem abgeschnittenen Beine und einer Drehorgel und Mordgeschichten getroffen, und ich mußte ihm ein paar Groschen geben, daß er nur endlich einmal wieder, wie er meinte, etwas Warmes in den Leib bekäme. Ich selber habe nicht die geringste Lust, in meinen alten Tagen mit einer Drehorgel oder mit Fleckseife im Lande herumzureisen, Winter und Sommer draußen auf den Straßen zu liegen und den Bauernlümmeln die alten schmierigen Rockkragen abzuseifen oder schreckliche Blutgeschichten vorzuleiern, in denen zuletzt immer die Polizei gelobt wird. Ich und der Karl, wir gehen mit. Der Karl soll auch Oekonom werden, daß er mir nicht den Hals bricht, wie sein Vater, was ihm der lahme Jörgen schon vor vier Jahren prophezeit hat."

„Geh mit uns, Georgine!“ bat da auch Bertrand, mit weit mehr Herzlichkeit, als er bisher zu ihr gesprochen. — „Versuche es nur einmal ein Jahr mit uns, und Du wirst sehen, daß Du gar rasch und freudig Dich in den neuen Zustand findest. — Du kennst das stille bürgerliche Leben ja noch gar nicht; weißt nicht, ahnst noch nicht einmal, welche Reize und Genüsse es bietet. Bleibe bei uns; bleibe bei Deinem Kinde, dem doch kein Fremder je die Mutter wird ersetzen können.“

„Soll ich Komödie in Deinem Familienkreise spielen?“ fragte das schöne Weib höhnisch, indem sie mit untergeschagenen Armen vor dem Gatten stehen blieb.

„Nenne es die erste Zeit, wie Du willst,“ sagte Bertrand ruhig, „nur zu bald wirst Du doch einsehen lernen, daß Du nie mehr Dein eigener Herr gewesen, als gerade in jenem einfach natürlichen Leben auf dem Lande!“

„Und glaubst Du wirklich, daß Du mich je zur Bäuerin machen könntest?“ lachte Georgine, indem sie in Verachtung und Zorn die schön geschnittenen Lippen emporwarf; „ich hätte gedacht, daß Du mich besser kennen solltest.“

„Und Du willst mir wenigstens gestatten, den Versuch zu machen?“

„Nein — dreimal und tausendmal nein!“ rief Georgine mit wieder auflodernder Zorn, „bis ich nicht sicher weiß, daß die Gesetze Dir wirklich erlauben, mir mein Kind zu stehlen. Ich zweifle nicht an der Möglichkeit, denn Ihr Männer habt die Gesetze gemacht, und was gilt Euch das Herz einer Mutter? Aber selber erfragen will ich erst die Schmach, und ist das sicher — gut — dann gehe ich mit Euch. Von Josephinen kann ich, will ich mich nicht trennen, und über sie wachen werde ich dort, wie die Löwin über ihr Junges. Versucht es dann, sie mir abtrünnig zu machen.“

„Bah!“ sagte der Alte, unwillig seinen Kopf schüttelnd, „schwatze keinen Unsinn; es will sie Dir Niemand stehlen, und Georg ist am kleinen Finger vernünftiger, als Du am ganzen Leibe. Beschlafe die Geschichte; morgen wirst Du vernünftiger darüber denken. Morgen halte ich denn auch Auction mit dem Plunder hier, oder — werfe ihn am Liebsten auf die Straße hinaus. Ich wäre doch wirklich neugierig, zu sehen, ob es noch solch einen Narren hier im Neste gäbe, der ihn aufhöbe. Jetzt macht, daß Ihr zu Bett kommt. Es ist ein Uhr vorbei, und mir sind alle Knochen im Leibe schon wie zerschlagen.“

Mit diesen Worten zündete er sich einen Stummel Talglicht an, der auf der Commode stand, nahm seine Mütze wieder aus der Ecke hervor und verließ langsam, ohne ein gute Nacht weiter für nöthig zu halten, das Zimmer.

9.

Am nächsten Morgen saß Comtesse Melanie allein in ihrem Boudoir. Rosalie war mit Louisen ausgefahren — sie selber hatte sie nicht begleiten können — oder wollen — und Kopfschmerzen, Unwohlsein vorgeschützt.

Sie war in der That nicht wohl, wenigstens ganz ungewöhnlich aufgeregt und unruhig, und nahm bald ein Buch zur Hand, ein paar Seiten desselben zu durchblättern, bald begann sie an einer angefangenen Zeichnung, bald an einer Stickerei, und schob nach wenigen Minuten Alles wieder bei Seite, sich auf das Sopha zu werfen und ihren eigenen Gedanken nachzuhangen.

So war es zwölf Uhr geworden, als es leise an die Thür klopfte und auf ihr Herein ein Diener eintrat, welcher meldete: der Herr Rittmeister Graf von Geyerstein lasse anfragen, ob er der gnädigen Comtesse seine Aufwartung machen dürfe.

„Graf Geyerstein?“ rief Melanie, fast erschreckt von dem Sopha emporfahrend. Die Ueberraschung dauerte aber nur wenige Momente, denn schon im nächsten Augenblicke wieder vollständig gesammelt, sagte sie ruhig: „Es wird mir sehr angenehm sein; führen Sie den Grafen herein.“

Wenige Minuten später hörte sie draußen den festen, klirrenden Schritt des Officiers, und der Graf stand in ihrem Zimmer, ehe sie selber sich genug gefaßt hatte, ihn ruhig begrüßen zu können.

„Comtesse,“ sagte der Rittmeister, sich förmlicher vor ihr verneigend, als er sonst, als alter, gern gesehener Freund des Hauses, gethan, „Ihr Herr Vater trägt die Schuld einer Störung, wenn ich Ihnen eine solche verursacht habe; denn mein Dienst rief mich zu ihm, und da er für den Augenblick noch beschäftigt ist, war er so gütig, mich indeß zu Ihnen herüberzuweisen — ich wäre sonst nicht so früh bei Ihnen erschienen.“

Eine rasche freundliche Entgegnung lag schon auf Melanie's Lippen, aber sie zwang sie zurück und sagte artig, aber lange nicht mit der gewohnten Herzlichkeit im Ton und Ausdruck: „Mein Vater weiß recht gut, daß Sie uns immer willkommen sind, auch ohne die Entschuldigung, Herr Graf.“

„Aber auch ohne diese Veranlassung hätte ich Sie heute noch aufgesucht, Comtesse," nahm der Graf nach einer leisen Verbeugung wieder das Wort, indem er sich, einer einladenden Handbewegung Melanie's folgend, auf einen Stuhl ihr gegenüber niederließ, „denn ich wollte mich auf einige Zeit von Ihnen verabschieden."

„Sie wollen fort von hier?" rief Melanie schneller und mit weit mehr Theilnahme, als sie vielleicht zu verrathen Willens war.

„Nur auf kurze Zeit; auf eine, vielleicht auf einige Wochen; und zwar in Angelegenheiten, die meine Anwesenheit auf einer meiner Besitzungen dringend nöthig machen. Ich habe dazu den Urlaub vom Fürsten erbeten und erhalten."

Melanie sah zu ihm auf und vermochte keine Sylbe als Antwort zu finden. Allerlei wunderliche, wirre Gedanken kreuzten ihr Hirn. Jetzt gerade wollte er fort? — jetzt, wo — sie durfte dem nicht weiter folgen — und so kalt, so förmlich nahm er Abschied jetzt — er mußte bemerkt haben, wie sie Graf Selikoff bevorzugte. — Und weßhalb nicht? war sie nicht frei, zu thun, zu lassen, was sie wollte — war sie nicht von ihm, der da so kalt und eisern vor ihr saß, schändlich,

schmählich betrogen und verrathen worden? — und wenn nicht?

Auch der Graf schwieg; das Herz war ihm voll und schwer, und dem kalten, förmlichen Empfang des Wesens gegenüber, das er mehr als sein eigenes Leben liebte, hatte er sich bezwingen, hatte er eben so kalt und ruhig von ihr scheiden wollen — scheiden, vielleicht für ein ganzes Leben, in dem sie sich von nun an nur als Fremde wieder begegnen sollten. Als er aber die Bewegung in Melanie's Zügen sah, als ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß die Jungfrau, so kalt und abgemessen sie sich auch gezeigt, doch vielleicht mehr, ja innigern Antheil an ihm nehme, da raffte er sich selber auch empor, und mit bewegter Stimme sagte er: „Comtesse — Melanie — es ist in letzter Zeit etwas zwischen uns gewesen — was, weiß nur Gott — was aber nicht sein sollte.“

„Zwischen uns, Herr Graf?“ unterbrach ihn, wie erstaunt, Melanie, die durch die Worte rasch zu sich selbst gerufen wurde.

„Stoßen Sie mich nicht so ungehört zurück,“ fuhr der Rittmeister, der jetzt einmal das Eis gebrochen hatte, fort. „Womit ich Sie beleidigt oder gekränkt haben mag, ich weiß es nicht —

wissentlich nicht, beim ewigen Gott, und nur ein Mißverständniß kann es deßhalb sein, was Sie in diesen Tagen mir entfremdet hat. Sehen Sie mich nicht so stolz an, Melanie, — Sie waren sonst so offen, so ehrlich gegen mich — oh, lassen Sie die Zeit, die liebe, liebe Zeit, nicht so mit einem Schlage abgebrochen sein. Sagen Sie mir, was ich gethan, was ich verbrochen habe, gestatten Sie mir dann, daß ich mich vertheidige."

„Was Sie gethan, Herr Graf," erwiederte Melanie, der bei der Erinnerung alles dessen, über das sie Ursache zu haben glaubte — gerechte Ursache — zu zürnen, das Blut mit voller Macht in Wange und Schläfe strömte — „ich glaube nicht, daß es mir zusteht, Sie über irgend Etwas, was Sie gethan haben könnten, zur Rede zu stellen. Hätten Sie es für gut gefunden, mich irgend eines Schrittes wegen, den Sie zu thun gedachten, um Rath zu fragen, wäre es vielleicht etwas Anderes, doch so..."

„Oh, weichen Sie mir nicht aus," bat Geyerstein in herzlichem Tone und von der Gewalt des Augenblicks hingerissen, „Melanie, Sie müssen wissen, wie mein Herz..."

„Herr Graf — nicht weiter, wenn ich bitten darf," unterbrach ihn plötzlich mit ernstem, strengem

Tone die junge Gräfin, indem sie sich zu ihrer vollen Höhe stolz, ja, fast zürnend, emporrichtete. — „Ersparen Sie sich und mir ein Thema, das nur für beide Theile — schmerzlich enden kann."

„Melanie!" rief Geyerstein entsetzt, „was, um aller Heiligen willen..."

„Sie vergaßen wohl in dem Augenblicke," fuhr die Comtesse fort, und ihre Züge glichen jetzt denen einer Marmorbüste, „das Verhältniß, in dem Sie zu der — Seiltänzertruppe jenes Bertrand stehen? — Sie vergaßen..."

„Großer Gott!" stöhnte der Rittmeister, und bleich, wie das ihm gegenüberstehende schöne Weib, fuhr er von seinem Sitz empor.

„Wie das Geheimniß zu meinen Ohren kam, fuhr Melanie kalt und ruhig fort, bleibt sich gleich, Sie selber bestätigen Alles durch Ihr Schweigen. — Jetzt aber werden Sie doch auch wohl fühlen, daß zwischen uns nicht mehr von den Empfindungen des Herzens die Rede sein kann. Die Tochter des Grafen von Ralphen dünkt sich zu gut..."

„Halten Sie ein, Comtesse!" rief der Graf mit ausgestreckter Hand und fast tonloser Stimme, „sagen Sie nichts weiter! Es ist genug — über genug — und das Wenige selbst — hätte sich

vielleicht auf weniger harte Weise sagen lassen — aber es ist geschehen. Sie haben nicht zu fürchten, daß ich Ihnen je wieder mit Wort oder Blick nur nahen werde — dennoch bitte ich Sie, in den Augen der Welt..."

„Fürchten Sie nicht, daß ich Ihr Geheimniß mißbrauchen werde," unterbrach ihn Melanie, „wie immer die Welt auch wohl dergleichen beurtheilen möchte. Was ich gesprochen, sprach ich nur für mich, und wie ich glaube, war ich das mir und meiner Stellung in der Welt schuldig. Aber ich höre meinen Vater — er wird kommen, um Sie abzurufen."

Der Graf neigte sich ehrerbietig, aber kalt vor ihr — er hatte seine ganze Fassung und Männlichkeit wiedergewonnen, und in demselben Augenblicke auch fast öffnete sich die Thür, in welcher der Kriegs-Minister, schon in Uniform, um gleich nachher zum Fürsten zu fahren, erschien.

„So, mein lieber Geyerstein," sagte er freundlich, als er dem jungen Manne die Hand entgegenstreckte, „jetzt bin ich mit Allem fertig und stehe Ihnen noch auf eine halbe Stunde zu Diensten. Er will uns davonlaufen, Melanie, will hinauf nach Mecklenburg und Hirsche schießen, Güter einrichten, und Gott weiß, was Alles. Wir werden Sie hier vermissen, Geyerstein, und Rosalie be-

sonders wird untröstlich darüber sein. Wo steckt denn das Mädchen überhaupt heute Morgen — wohl wieder ausgefahren? Aber Du siehst so blaß heute aus, Melanie; fehlt Dir was, mein Kind?"

„Nichts, lieber Vater — nur ein wenig Kopfschmerz hatte ich heute, und habe deßhalb Rosalien auch nicht begleitet. Es wird bald vorübergehen."

„Excellenz gestatten mir dann vielleicht, Ihnen oben in Ihrem Zimmer die Papiere vorzulegen," sagte Graf Geyerstein.

„Schön; wenn Sie Alles bei der Hand haben, desto besser. — Apropos, sind Sie auf heute Mittag schon versagt? Ich möchte Sie gern noch so lange als möglich bei uns haben."

„Ich muß unendlich bedauern..."

„Machen Sie um Gotteswillen keine Umstände; Sie sollen nicht im Mindesten genirt sein. Also kommen Sie. — Adieu, mein liebes Kind; lies nicht zu viel, das nimmt Dir den Kopf nur noch mehr ein."

Graf Geyerstein verabschiedete sich bei der Comtesse mit einer tiefen Verbeugung, und eben so förmlich dankte ihm die Dame. Der alte Herr bemerkte das aber nicht; er übersah schon flüchtig die Papiere, die ihm der Rittmeister eben über=

geben hatte, und mit freundlichem Kopfnicken nur von seiner Tochter Abschied nehmend, verließ er gleich darauf, von dem Grafen gefolgt, das Zimmer.

Melanie blieb, als die beiden Männer die Thür hinter sich geschlossen hatten, noch eine ganze Weile stumm und regungslos stehen. Hatte aber auch ihr stolzer Geist in dem entscheidenden Momente den Sieg über das nur zu schwache Herz davon getragen, jetzt — jetzt vermochte sie nicht mehr. Ein leises Frösteln flog über ihren Körper, sie schwankte zum Sopha, barg das bleiche Antlitz in den Händen und weinte — weinte, als ob ihr das Herz vor unendlichem Weh zerbrechen müsse in der Brust.

10.

Oben, inmitten des schönen mecklenburger Landes, an einem der kleinen reizenden Seen, lag das nicht unbeträchtliche Rittergut Schildheim, seit undenklichen Zeiten schon einem alten mecklenburger Geschlechte erb- und eigenthümlich. Der Letzte desselben heirathete eine Comtesse Geyerstein aus einer Nebenlinie, im nordöstlichen Preußen, und um sie die Heimat nicht so sehr vermissen zu lassen, wurde damals das alte, durchaus neu restaurirte Gut ganz nach preußischer Art eingerichtet; ja, sogar einen preußischen Verwalter und eine Wirthschafterin brachte die junge Frau mit dorthin, so wie Leute von ihren eigenen Gütern, und Schildheim hieß demnach und von der Zeit an in der Umgegend nur „das preußische Gut."

Der Besitzer starb, und seine Witwe, eine Großtante Wolf's von Geyerstein, überlebte ihn noch viele Jahre, und als auch sie in der Fami-

liengruft beigesetzt wurde, ging das Gut durch Erbschaft an Wolf's Mutter über.

Mit den Jahren hatte sich jetzt dort Vieles verändert. Die Wirthschafterin war gestorben und eine andere aus dem Lande selber angenommen worden. Dann hatte ein Pachter das Ganze übernommen, und die preußischen, dazu gehörigen Familien verdingten sich theils auf anderen Gütern, theils hatten sie sich selber etwas erspart und einen eigenen kleinen Grundbesitz gekauft. Nur die Gebäude waren noch die alten und der Name „das preußische Gut" ebenfalls auf dem alten Herrensitze haften geblieben. Die Leute in der Nachbarschaft kannten es fast unter keiner andern Benennung, und doch verdiente sie das Gut schon lange nicht mehr.

Von den eigentlichen, dort hinübergezogenen Preußen lebte in der That nur noch Einer, der alte Verwalter, ein Mann hoch in die Sechszig, aber mit noch rüstigen Kräften, der sammt den Dienstleuten der seligen Besitzerin, und zwar als Ochsenjunge, herübergekommen war und sich durch Fleiß und ehrliches Betragen zu solchem Ehrenposten aufgeschwungen hatte.

Das eigentliche Inventar aus ältester Zeit blieb aber eine andere, höchst eigenthümliche Per-

sönlichkeit, und das war der alte Forstwart, wie er dort überall hieß. Dieser, ein origineller Kauz, aber ein durchaus braver und rechtlicher Mann, hatte seine Carrière auf dem preußischen Gute von der Pike auf gemacht — das heißt vom Holzdieb bis zum Forstwart, wo er halten blieb, und jetzt, in seinem hohen Alter, eigentlich mehr das Gnadenbrod aß, als noch wirklichen Nutzen leistete. Dabei hing er an dem alten Platz, besonders an seinem Walde — denn um die Menschen bekümmerte er sich wenig oder gar nicht — mit einer Zuneigung, die man in dem sonst so abgeschlossenen und selbst scheuen Gesellen gar nicht gesucht haben würde.

Der Förster war allerdings sein Vorgesetzter, aber er bekümmerte sich wenig um ihn und that seine Pflicht, ohne ihn viel damit zu belästigen. Jener war auch gern damit zufrieden, wenn er nur den Holzfrevlern ein wenig auf die Finger sah und im Winter dem Raubzeug Fallen stellte, und zu beiden Beschäftigungen ließ sich Niemand besser verwenden, als der alte, für seine Jahre aber noch außerordentlich rüstige Forstwart Barthold. Die Holzfrevler fürchteten nämlich den alten Mann weit mehr und gingen ihm weit sorgfältiger aus dem Wege, als wenn er der jüngste

und kräftigste Forstgehülfe gewesen wäre, denn sie glaubten: er könne mehr als Brod essen, d. h. er stände mit verschiedenen über- und unterirdischen Mächten im Bunde, was sich mit dem Seelenheil eines gewöhnlichen Christen nicht vertrug. Ging er doch auch in keine Kirche, und man erzählte sich von ihm im Dorfe die tollsten und abenteuerlichsten Geschichten — und doch gab es kaum ein harmloseres Wesen in der weiten Umgegend, als eben diesen braven alten Forstwart.

Nur dem Raubzeug im Walde, den Füchsen, Mardern, Wieseln, Iltissen und wilden Katzen war er ein grimmer und schlauer Feind, weil sie Sicherheit und Leben seiner lieben Waldsänger — der Vögel — bedrohten.

Etwa zehn Minuten Weges — oder eine halbe Pfeife Tabak, wie die Bauern manchmal ihre Wege messen — von dem Rittergut Schildheim entfernt, und dicht am Ufer des kleinen, schilfbewachsenen See's, lag ein sehr freundliches Dorf gleichen Namens mit einigen wohlhabenden Bauern, wie auch von den Arbeitern bewohnt, die auf dem Gute ihre Nahrung fanden. Dort war eben Kirchweih abgehalten worden, und die Bauern und Insassen feierten jetzt noch — gewissermaßen zur Erholung von den überstandenen Festlichkei-

ten — die Nachkirchweihe in einer Art von verlängertem blauem Montag. Die Köpfe wüst von vielem Tanzen und Trinken und den verschiedenen durchschwärmten Nächten, hatten sie noch keine rechte Lust, wieder zu ihrer regelmäßigen steten Arbeit zurückzukehren, und glaubten die Zeit denn natürlich nicht besser anwenden zu können, als wenn sie das früher begonnene Zechen ein klein wenig länger fortsetzten. Der arbeitsame Bauer ist schwer aus seiner allgewohnten täglichen Beschäftigung herauszubringen; wenn aber einmal draußen, bekommt er sich selber auch nur äußerst schwer wieder hinein. — Er weiß das selber dabei recht gut und läßt sich deßhalb eben Zeit dazu.

Im Dorfe war ein ziemlich großes Wirthshaus Zum Stern; denn die Chaussee führte um den See herum und wurde besonders stark von Fuhrleuten befahren, welche die Landesprodukte früher bis an die See nach Wismar, seit Errichtung der Eisenbahn aber, mit noch viel lebendigerem Verkehr, nach der nächsten, etwa sechs Meilen entfernten Eisenbahn-Station schafften. Der Stern bildete denn auch jetzt den Mittelpunkt, in welchem die Honoratioren des Ortes zusammenkamen, bei Wein oder Bier die Nachwehen der überstandenen frohen Tage zu vertrei-

ben, und selbst der alte Verwalter vom Schloß, eigentlich kein Wirthshausgänger, war heute unter ihnen und saß mit einem Glase Wein vor sich am runden Tische in der untern Stube — denn kaltes, unfreundliches Wetter hatte die Gäste in das Innere des Hauses getrieben.

Der alte Verwalter war aber eigentlich nicht blos um zu trinken heruntergekommen, sondern er brauchte Leute aus dem Dorfe zur Arbeit, und wußte, wie schwer es hielt, sie selbst von der Nachkirchweihe fortzulocken. So willig sie sich sonst auch finden ließen, heute wichen sie ihm aus, und der alte Mann, der nicht hinter ihnen her laufen konnte, hatte sich deßhalb hier wie die Spinne mitten in das Netz gesetzt, wo sie ihm, wie er recht gut wußte, doch zuletzt anlaufen mußten.

Neben ihm, in einander gedrückt und schläfrig, saß ein anderer alter Gesell, der faule Tobias, wie sie ihn im Dorfe nannten. Er sah fast wie ein Müller aus, mit seinem hellblauen, weiß bestaubten Rock, war auch früher ein Müller und noch dazu ein ganz tüchtiger gewesen, und wohnte in der untern Mühle, aber nur zum Auszug. Er hatte vor längeren Jahren Mühle wie Anwesen an seinen Schwiegersohn verkauft und sich nur, wie das häufig Sitte ist, seinen Auszug,

d. h. Wohnung und Verpflegung bis zum Tode, vorbehalten, dann das Geld genommen und lustig damit gelebt, und jetzt hieß es allgemein, daß er wohl bald mit der erhaltenen Summe fertig sein müsse.

Das aber kümmerte ihn gar wenig. Ohne die geringste Beschäftigung war er den Vor- wie Nachmittag sicher im Stern zu treffen. Nur an warmen Tagen ging er manchmal mit der Angel an den Bach, aber er war selbst zu faul, Würmer zu suchen, besteckte seine Angel deßhalb nur, legte sie in's Wasser und sich daneben in den Schatten irgend eines Baumes und schlief so lange, bis er durstig wurde. Dann stand er auf, packte sein Angelzeug zusammen und ging wieder in den Stern, und die Leute im Orte nannten ihn so mit Recht nur den faulen Tobias.

Daß der Bursche nicht zum Arbeiten zu bringen war, selbst wenn er noch hätte arbeiten können, wußte der Verwalter recht gut, richtete deßhalb auch kein Wort an ihn, und die Beiden saßen eine Weile schweigend neben einander, wobei Tobias manchmal mit den rothgeränderten und feuchten Augen nach ihm hinüberblinkte, und sich nur bewegte, wenn er sein Glas hob oder es von Frischem füllen ließ.

„Na," nahm da endlich Tobias das Gespräch auf, denn es verdroß ihn, daß ihn der Verwalter keines Wortes würdigte, „wird ja jetzt bald ein anderes Leben in dem alten Schlosse werden, he? — kommt heute ein neuer Pachter hinein, der wahrscheinlich einmal ein Bißchen reine Bahn macht."

„Möglich," sagte Schönle, der Verwalter trokken. — „Euch wird er aber doch wohl nicht ändern können."

„Mich? — ne — wäre auch schade," lachte Tobias stillvergnügt vor sich hin, denn er wußte jetzt, daß er den Verwalter geärgert hatte, „bin so hübsch genug, und muß nun auch so bis an mein Ende — das Gott der Herr mir und meinem Schwiegersohne zu Liebe wohl noch ein paar Jährchen hinausschieben wird — aufgebraucht werden; hehehe!"

Der Verwalter antwortete ihm nichts darauf, trank einen Schluck aus seinem Glas, und sah ungeduldig nach der Thür. Die Gesellschaft gefiel ihm nicht, und er wäre gern aufgestanden, hätte er nur irgend wo anders einen passenden Platz gehabt. Der Alte merkte dies recht wohl, aber noch viel zudringlicher fuhr er fort: „Es hieß ja einmal hier eine Weile im Orte, der Herr Verwal-

ter würden den Pacht selber übernehmen, he? Der gnädige Herr da draußen hat aber wohl nichts davon wissen wollen? — Ja — ist eine alte Geschichte: der Prophet gilt nichts im eigenen Lande; hehehe!"

Damit hatte er übrigens, wie er recht gut wußte, des Verwalters wundesten Fleck getroffen. Der alte Mann stand auch auf, trank sein Glas aus und sagte: „Ihr seid ein unverbesserlicher Schwätzer, Tobias, und ein so nutzloses Subjekt, wie je auf zwei Beinen herumgetaumelt ist. — Wenn Ihr einmal nüchtern seid, will ich weiter mit Euch reden." Und damit wollte er sich von dem höhnisch zu ihm aufschauenden Alten abdrehen, als die Thür aufgerissen wurde und einer der Gutsknechte athemlos hereingestürzt kam.

„Sie sind da — sie sind da!" schrie der Bursche, ohne nur zu grüßen, den Verwalter an, „eben fahren sie die Allee hinauf — zwei Wagen hintereinander!"

„Alle Wetter!" rief der Verwalter erschreckt, „und ich sitze hier und verschwatze die Zeit mit dem — Lump da!" Und ohne weiter einen Blick zurückzuwerfen, fuhr er aus der Thür, sprang auf sein draußen angebundenes Pferd, das der Knecht rasch von dem eisernen Ringe löste, und sprengte,

was dieses laufen konnte, den breiten Fuhrweg hin, der auch dem Schlosse hinaufführte.

Der alte Tobias sah ihm tückisch nach. „Lump?“ brummte er leise und grimmig vor sich hin; „na warte Alter, den Lump werde ich Dir gedenken, preußischer Dickkopf, der sich immer aus was Besserem gemacht denkt! — Verwalter-Hacke, auf eine Ochsenjungen-Peitsche gepfropft — wenn ich die Zeit nur noch erlebe, daß sie Dich vom Hofe jagen. — Lump! — selber einer — und mit den giftig herausgestoßenen Worten goß er den letzten Rest seines Krugs herunter.

Oben im Schlosse ging es indessen lebhaft zu, denn mit Blitzesschnelle hatte sich die Nachricht von dem Eintreffen des Gutsherrn wie des neuen Pachters, die eigentlich erst auf morgen angesagt waren, verbreitet. Die Leute sammelten sich rasch im Schloßhofe, und eben, als die Wagen über die etwas morsche Brücke des sogenannten Teichgrabens rasselten, sprengte auch schon der Verwalter von der andern Seite vor das Herrenhaus und behielt gerade noch Zeit, sein Pferd einem der Knechte zu übergeben und sich selber dem Pachter anzuschließen, die Herrschaft zu empfangen.

Die Wirthschafterin war allein nicht fertig geworden und in ihre Kammer hinaufgesprungen,

wo sie in aller Hast und Eile den Schlüssel suchte, den sie schon von Anfang an in der Hand hielt, eine reine Schürze vorzubinden und eine frische Haube aufzusetzen.

Die beiden Wagen hielten jetzt vor dem Herrenhause, der alte Verwalter sah aber kaum die beiden Herren und die elegant gekleidete Dame, die aus dem ersten stiegen und von dem Pachter auf das Ehrfurchtsvollste begrüßt wurden. Sein Auge hing vielmehr an dem zweiten, in dem ein ältlicher Mann mit zwei Kindern saß. Hatte der neue Pachter sich seinen Verwalter gleich mitgebracht, und konnte e r jetzt gehen, sich auf seine alten Tage sein Brod wo anders in der Welt zu suchen? Den alten Mann überlief es siedend heiß; ein eigenes Zittern überkam ihn, und die fremden Gestalten flimmerten und zuckten ihm vor den Augen, daß er kaum im Stande war, sie von einander zu unterscheiden.

Nur Einen von ihnen Allen kannte er schon, den Herrn Rittmeister von Geyerstein, der zuerst aus dem Wagen gesprungen war und der Dame jetzt die Hand bot, ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Wie behend aber gerade die Dame von dem ziemlich hohen Wagentritt, nur leise die ihr gebotene Hand berührend, niedersprang! Der Pachter kam dadurch

mit der Anrede ganz aus seinem Concept, und der Rittmeister hatte seine Hand genommen und geschüttelt, ehe er im Stande gewesen war, ihn zu begrüßen.

Auch die Insassen des zweiten Wagens stiegen jetzt aus, und das kleine Mädchen hatte zum Entsetzen der Mägde ebenfalls von oben herunterspringen wollen; aber der ältliche Mann, der bei ihnen saß, verhinderte sie daran, ließ erst den Wagenschlag öffnen und stieg dann langsam mit den Kindern aus.

„Da sind wir denn an Ort und Stelle,“ sagte jetzt Graf Geyerstein, sich freundlich zu seinem Begleiter wendend, und ich hoffe, daß es Ihnen hier recht gut gefallen wird. Die Gegend ist fruchtbar und nicht ohne landschaftliche Reize, der hier wohnende Menschenstamm einfach und bieder, und einzelne der Nachbarn sind vortreffliche Leute, so daß es sich hier im Nothfalle schon leben läßt. Unser alter Pachter hat sich hier, so viel ich weiß, ganz wohl befunden.“

„Und würde den Platz im Leben nicht verlassen haben, Herr Graf,“ sagte der Mann, „wenn nicht außergewöhnliche Umstände, wie Sie recht gut wissen, mich dazu genöthigt hätten. Ich habe hier eine frohe und glückliche Zeit verlebt und viel

Gutes genossen, und müßte ein schmählich undankbarer Mensch sein, wenn ich das läugnen oder auch nur verheimlichen wollte."

„Der Platz sieht nicht übel, und das Gut reinlich und freundlich aus," bemerkte jetzt auch die Dame, die ein dunkles Reisekleid trug; „nur die Nachbarn scheinen mir ein etwas weitläufiger Begriff."

„Wir haben es vor der Hand auch nicht mit den Nachbarn, sondern mit uns selber zu thun," bemerkte rasch der Fremde, „und werden allen Fleiß darauf zu wenden haben, uns tüchtig einzuarbeiten."

„Und darin wird Sie hoffentlich mein alter Verwalter hier nach Kräften unterstützen. Wie geht's, Schönle?" mit diesen Worten wandte sich der Graf plötzlich an den alten Mann und reichte ihm die Hand. „Noch immer frisch und kräftig bei der Arbeit? — Ich bringe Euch hier den neuen Pachter vom Gute, und bitte Euch, nachher einmal auf mein Zimmer zu kommen. Ich habe Manches mit Euch über die neue Einrichtung zu besprechen."

„Gnädigster Herr Graf, Erlaucht," stammelte der alte Mann, und die freundliche Anrede hatte ihm eine Centnerlast von der Brust gewälzt. — „Sie können gar nicht glauben, schon lange darauf gefreut — heidenglücklich."

„Schon gut, Alter, schon gut," nickte ihm der Rittmeister freundlich zu und fuhr dann, zu seinem Begleiter gewandt, fort: „Das ist ein altes Inventarium des Gutes, das wir in Ehren halten müssen. Der Mann kennt jeden Stein und Baum umher, versteht seine Sache und ist brav und ehrlich. Ich hoffe, Ihr sollt gute Freunde mitsammen werden. Gott grüß' Euch, Ihr Leute — aber ich denke, wir gehen hinauf. Die gnädige Frau wird sich umziehen wollen, zum Diner bereit zu sein. Schönle, führen Sie die Herrschaften in die für sie bestimmten Zimmer. Es ist doch Alles in Ordnung gebracht?"

„Alles, Herr Graf," versicherte der Pachter, „obgleich wir Sie eigentlich erst auf morgen erwarteten. — Voigt, sorgt Ihr dafür, daß die Sachen augenblicklich hinaufgetragen werden."

Die Leute hatten sich bei dem an sie gerichteten freundlichen Gruße des Herrn herzugedrängt und warfen sich jetzt in einem wahren Feuereifer auf die verschiedenen Koffer und Hutschachteln, da Jedes von ihnen wenigstens einen Theil des Gepäckes tragen und sich dabei dienstfertig beweisen wollte. War doch ihr junger Herr von Allen recht von Herzen geliebt und der Tag immer

ein Freudenfest, wo er einmal — was freilich selten genug geschah — unter ihnen erschien.

Wie die Fremden aber im Schlosse verschwanden und das Gepäck an Ort und Stelle abgeliefert war, blieben sie auch den Blicken der Dienstleute für diesen Tag entzogen, und die Knechte und Mägde hatten nun Raum, Abends in der Gesindestube ihre Ansichten über den neuen Pachter und seine Begleitung auszutauschen.

Das geschah denn auch ohne Rückhalt, und der gemeine Mann hat da oft, was das erste Urtheil über eine neue Erscheinung betrifft, einen weit schärfern Blick und gesundern Takt, als man ihm gewöhnlich zutraut.

Selbst der Voigt, eine Art Unter-Verwalter auf dem Gute, eigentlich aber nur der erste Knecht mit dem Titel Voigt, schien heute das Bedürfniß gefühlt zu haben, dem übrigen Gesinde, von dem er sich sonst gern etwas abgesondert hielt, seine Meinung über die neue Pachterfamilie mitzutheilen, und stand an dem Ofen, neben dem die Milchmagd eben einige ausgewaschene Gefäße zum Trocknen aufgestellt hatte, indem er an seiner Pfeife arbeitete, sie wieder in Gang zu bringen. — Er wartete augenscheinlich, von den Uebrigen

als Autorität zuerst angeredet zu werden, und hatte sich darin denn auch nicht getäuscht.

„Na, Voigt,“ sagte der erste Schafknecht oder Schäfer, der oben am Tische saß und, während die Mägde die abgegessenen Schüsseln wieder hinaustrugen, sein Rauchzeug ebenfalls hervorholte, „da haben wir ja den neuen Pachter warm aus der Stadt heraus. Wie gefällt er Euch?“

„Gut,“ sagte der Voigt, einen langen Span-Fidibus an die kurze Pfeife haltend. „Er hat etwas Respektirliches im Aussehen; beinahe so, wie unser gnädiger Herr selber, wenn er auch mit dem großen Bart ein Bißchen wild drein schaut.“

„Uns auch“ meinte der andere Knecht, „und Donnerwetter, wie die Madame, die neue Pächterin, springen konnte! Die möcht' ich einmal auf dem Tanzboden sehen; die muß nicht schlecht fliegen können.“

„Wer war nur der Alte, der in dem zweiten Wagen bei den Kindern saß?“ meinte der Schäfer; „das ist ein wunderlicher Kauz. Ueber das Gesicht zuckte es ihm immer wie tausend Falten, als ob's ihn an der Nase juckte und er sich nicht kratzen dürfte.“

„Hm,“ meinte der Voigt, „ich denke mir, das wird wohl der Lehrer von den beiden Kindern

sein, den sie sich mitgebracht haben. Erst hielt ich ihn für einen neuen Verwalter, aber wie ein Oekonom sieht er mir doch nicht aus, und der Alte bleibt ja auch, das hat ihm der gnädige Herr gleich versichert."

„Aber der gnädige Herr sieht recht bleich und abgemagert aus," sagte die Groß-Magd, „er muß gewiß krank gewesen sein. Er war auch so ernst und still; gar nicht so fröhlich, wie das letzte Mal, wo er hier war."

„Das macht die Stadtluft," meinte der Voigt; „in dem vielen Steinkohlenqualm und Dampf können die Menschen natürlich nicht so gesund sein, wie hier draußen bei uns in der frischen Luft. Wo soll's denn herkommen?"

„Ach was!" sagte die Magd, „das ist kein Steinkohlendampf, was dem gnädigen Herrn auf dem Gesichte liegt, das ist was Anderes, viel Schwereres, und ich will ihm zu Gott wünschen, daß er kein geheimes Herzeleid zu tragen hat."

„Herzeleid!" lachte der Pferdejunge, der sich hinter den Ofen auf die Bank gedrückt hatte, und erst vor ein paar Monaten hier angezogen war — überhaupt ein etwas naseweiser Gesell — „wo soll Derlei Herzeleid herkriegen! Das hat Geld

genug, und mit dem Geld kauf' ich dem Teufel sein Ohr ab, in der Welt."

„Du Gelbschnabel weißt wohl auch schon, wie es in der Welt aussieht, sagte die Groß-Magd, ihn verächtlich über die Achsel ansehend, daß solche — Nasen, die noch nicht einmal hinter den Ohren trocken sind, auch schon mitreden wollen!"

„Nu, nu," sagte der Pferdejunge, „beiß mich nur nicht, Kathrine!" Das Mädchen antwortete ihm aber gar nicht mehr, und der Voigt meinte:

„Die kleine Deren ist ein fixes Ding, drall und nett, und hält sich wie ein Grenadier — der Junge scheint's mir aber hinter den Ohren zu haben. Wie er den Jahn mit seinen weiten Hosen sah, stieß er heimlich den Alten an, und der, wenn er auch keine Miene verzog, sah doch aus, als ob er sich innerlich ausschüttete — der Junge aber lachte laut heraus."

„Na, ich möchte wissen, was sie an **mir** zu lachen fänden," brummte Jahn, der Schafknecht.

„Die Madame sieht aber nicht aus, als ob sie Butter und Käse machen könnte," meinte die Mittelmagd, ein junges dralles Ding, „sie trug auch so neumodische Handschuh an den Händen, und mit der weißen Haut wird sie wohl noch keine

Garben mitgebunden haben. Das scheinen vornehme Leut' zu sein, die neuen Pachters."

„Ja," meinte der Voigt, „jetzt wird Alles in den Schulen und Instituten aus lauter Büchern gelehrt: das Melken und Käsemachen, und das Ackern und Eggen, mit dem Pferdeputzen in den Kauf, und das haben sie denn Alles da drin mit Bildern hübsch aufgezeichnet, und können es nur so am Schnürchen hersagen. Den Mist lassen sie ja sogar aus Amerika kommen. Wie's aber nachher um die Wirthschaft aussieht, das ist eine andere Sache, und da verexperimentiren sie denn gewöhnlich die ganze Blase, und unser einer muß nachher mit den Fäusten wieder drein spingen und gut machen, was die klugen Leute Alles verdorben haben."

„Wo war denn der Schafmeister heute, wie die Herrschaft kam?" fragte jetzt der eine Knecht, „der fehlt doch sonst gewöhnlich nicht bei solcher Gelegenheit."

„Ich weiß nicht," meinte der Schafknecht, „drunten im Ort — vielleicht..."

„Der wird wieder schön um die neue Herrschaft herumscherwenzeln," meinte der Voigt „aber ich passe ihm diesmal auf die Finger, darauf kann er sich verlassen."

„Wenn Ihr nur immer was auf den Schafmeister zu hacken habt!“ brummte Jahn, „der ist lange gut.“

„Aber wozu?“ fragte der Voigt, und die Andern lachten. „Wo es was zu horchen und zu spioniren giebt, ja,“ fuhr der Voigt fort, „irgend was der Herrschaft zu rapportiren, oder andere Menschen...“

„Jahn,“ sagte in dem Augenblick der Schafmeister, der seinen Kopf zur Thür hereinsteckte, „sieh nach den Schafen, ehe es dunkel wird — und Ihr, Voigt, habt wohl auch weiter nichts zu thun, als hier zu schwatzen?“ Und damit schloß sich die Thür wieder, hinter welcher der Schafmeister wie eine Erscheinung verschwand.

Im ersten Moment herrschte in der Gesindestube Todtenstille — nur der Pferdejunge hinter dem Ofen kicherte leise vor sich hin — dann aber fuhr der in seiner Würde gekränkte Voigt empor und rief — aber doch noch immer mit etwas gedämpfter Stimme: „So? — ich denke wohl, ich werde selber wissen, was ich zu thun habe, ohne daß ich einen Schafmeister brauche, der es mir erzählt. Gewisse Leute mögen überhaupt nur denken, daß ihre Herrschaft jetzt aus und vorbei ist,

und die Kriecherei hoffentlich nichts mehr hilft, wie vormalen."

Damit aber, als ob er jetzt Alles gethan hätte, die Achtung vor seiner Stellung aufrecht zu erhalten, schob er seine Pfeife in die Brusttasche, griff seinen Hut auf, und sich zum Gehen wendend, fuhr er noch einmal die Knechte an: „Und Ihr braucht auch nicht hier bei hellem lichtem Tage schon dazusitzen und Maulaffen feil zu halten. Der Verwalter wird gleich wieder unten sein, und wer dann die ewigen Nasen kriegt, das bin ich!" Und mit den Worten fuhr er zur Thür hinaus, seinen Aerger womöglich draußen an den Dreschern und Tagelöhnern auszulassen.

11.

An diesem Abend ließ sich die Herrschaft nicht mehr blicken, das Diner wurde oben gemeinschaftlich genommen, und dann hatte Graf Geyerstein den ganzen Abend mit seinem Pachter zu rechnen und zu revidiren, um nur die nöthigsten Vorarbeiten für die auf die nächsten Tage festgesetzte Uebergabe des Inventars ꝛc. zu beseitigen.

Es war zwölf Uhr vorbei, ehe die beiden Männer zu Bett kamen.

Am nächsten Morgen, früh um acht Uhr, standen schon zwei Pferde gesattelt vor dem Schlosse, und Graf Geyerstein ritt gleich darauf mit dem neuen Pachter über die Brücke hinüber und schlug den Weg nach dem Walde ein. Die Mägde, die draußen Runkelrüben ausmachten, richteten sich auf und sahen ihnen nach, so weit sie konnten; die beiden Männer saßen gar so fest und herrlich im Sattel, und die Thiere schienen zu wissen, was

für tüchtige Reiter sie trugen, denn sie wieherten fröhlich der frischen Morgenluft entgegen und flogen mit den kräftigen Gliedern nur so hin über den weichen Rasen.

Die Reiter hatten in der That ihren Pferden im Anfang den Zügel gelassen, daß sie nach Gefallen eine Strecke ausholen konnten. Aber vom Gute weiter entfernt, und als sie jetzt vom See ab, dem etwa eine Viertelstunde entfernten Holz zubogen, zügelte Graf Geyerstein zuerst sein Thier ein, ritt dann bis dicht an die Holzung, deren mächtige Eichen ihre Riesenarme über sie ausspannten, und wandte hier den Kopf seines Pferdes der Richtung zu, von der sie hergekommen waren. Einen bessern Fleck zu einem Ueberblick der ganzen Nachbarschaft hätte er auch nicht wählen können, und ein reizendes landschaftliches Bild lag vor ihnen ausgebreitet.

Rechts hob sich, von einer Masse Fruchtbäume dicht umdrängt und von einer Reihe hoher italienischer Pappeln überragt, das Gut empor, dessen rothe Dächer gar freundlich aus dem dunkeln Grün der Bäume hervorschauten. Gerade voraus spannte sich die, in der Morgensonne blitzende und funkelnde Fläche des See's, und zur Linken längs dem schilfigen Ufer desselben hingebaut, lag

das kleine freundliche Dörfchen Schildheim, von gelben Stoppelfeldern und braunen Sturzäckern dicht und reich umgeben. Berge konnte das Land freilich nicht aufweisen, einzelne wellenförmige Erhöhungen und Hügelketten ausgenommen, aber heute hatten die Wolken einen Hintergrund geliefert, und im Süd-Osten hoben sich, wie kühne Alpenjoche, hohe milchweiße Massen jach empor, die ganze Landschaft wie in einen Rahmen schließend.

„Siehst Du, Georg," sagte der Rittmeister, seine Hand hinüber auf des Bruders Arm legend, „es ist ein schönes, freundliches Land, in das ich Dich geführt, und geht Deine Erinnerung weit genug zurück, so mußt Du sogar in dieser noch einen Anhalt finden. Als Kinder haben wir die alte Großtante hier einmal besucht — bald nachher, als der Onkel gestorben war — und sind auf dem See dort gefahren, wie durch den Wald hier mit demselben alten Forstwart gezogen, der selbst jetzt noch am Leben ist, und den wir wahrscheinlich heute Morgen sehen werden."

„Und wie soll ich Dir je danken, Wolf, daß Du mich eben hieher geführt?" rief Georg, während eine Thräne in seinem männlichen Auge zitterte — „wie soll ich je..."

„Laß das, Georg," unterbrach ihn freundlich

der Bruder, „glaube mir, dieser Augenblick wiegt — alles Andere auf, was mich je betroffen haben könnte, so glücklich, so selig macht er mich selber. Ich weiß Dich aus einem Leben gerettet, das Deiner unwürdig war, in dem Du hättest untergehen müssen; ich sehe für unsere Mutter einen unverhofften und deßhalb so viel reichern Segen an Glück herniederthauen, ich weiß Dich froh und für Deine Zukunft gesichert, und wenn das Wenige, was ich gethan, wirklich einen Lohn verdient, so finde ich ihn tausendfach in dem Gefühl."

„Mein guter, braver Wolf!" sagte Georg, des Bruders Hand fassend und herzlich drückend.

„Komm jetzt," rief Wolf fröhlich, „laß uns absteigen und zu Fuß in den Wald gehen. Dort drüben sehe ich einen der Holzmacher, dem wir unsere Thiere übergeben können. Ich selber gehe dann mit Dir den Fußpfad durch das Holz."

Ohne eine Antwort abzuwarten, sprengte er auch, von dem Bruder gefolgt, am Holzrande hin, auf einen einzelnen, dort mit Anzeichnen von Bäumen beschäftigten Arbeiter zu. Diesem wurden die Pferde mit dem Befehl übergeben, sie zum Försterhause zu führen, und die beiden Brüder verschwanden gleich darauf in dem Schatten des wunderschönen Waldes.

Kaum aber im Dickicht drin, als Wolf auch den Arm des Bruders in den seinen zog und mit herzlicher Stimme sagte: „Oh, Georg, wie habe ich mich nach diesem Augenblicke gesehnt, wieder so einmal mit Dir Arm in Arm durch den Wald zu ziehen, wieder einmal der alten Zeiten gedenken zu können und Mensch — Kind zu sein! Ach, es war doch eine schöne, liebe Zeit, da wir noch als Knaben hier zusammenspielten, den alten Forstwart neckten und in die Bäume hinaufkletterten, dem Sperber in's Nest zu schauen!"

„Und sehnst auch Du Dich nach der alten Zeit zurück, Wolf?" fragte der Bruder. „Du könntest doch jetzt glücklich sein, aber mir selber ist es schon so vorgekommen, als ob ein geheimer Schmerz an Deiner Seele nage. Darf ich ihn wissen? — kann ich vielleicht mit meinem Rath Dir helfen? denn wenn nichts weiter in der Welt, Erfahrung habe ich in reichem, vollem Maße gesammelt. — Oder drückt nur die Sorge um mich Dich so schwer zu Boden? Dann sei guten Muthes. Ich werde Dir beweisen, was der feste Wille eines Mannes vermag."

„Wirst Du das in der That, Georg?" rief Wolf bewegt, „dann machst Du mich wirklich glücklich — und Dich zugleich mit. Wie es

scheint, hast Du aber harte Kämpfe mit Deiner Frau gehabt. Wir waren noch nicht einmal im Stande, darüber zu sprechen."

„Allerdings," seufzte Georg, „und eigentlich bewog ich sie nur dadurch, mir zu folgen, daß ich darauf bestand, wie Du mir gerathen, mein Recht auf das Kind geltend zu machen. Sie wollte sich nicht von Josephinen trennen. Ich fürchte auch, es wird sehr schwer halten, sie hier heimisch zu machen."

„Glaube das nicht," sagte Wolf; „die Hauptsache war, sie jenem aufregenden wilden Reiterleben erst einmal zu entrücken, und aus dessen Bereich, wird sie es bald vergessen lernen."

„Ich fürchte, das wird nicht der Fall sein."

„Georgine ist eine durchaus gescheidte Frau," sagte der Rittmeister, „und ich zweifle gar nicht, daß sie bald selber begreifen und einsehen wird, wie ihre Stellung im gesellschaftlichen Leben doch hier eine ganz andere ist, als früher, da sie sich für Geld im Circus zeigte. Schon der genauere Umgang mit der bessern Gesellschaft, von dem sie ja bis jetzt ausgeschlossen war, wird sie erst über ihre frühere Stellung im Leben aufklären, und einmal das gewonnen, kann sie nicht daran denken, je zu einem solchen Dasein zurückzukehren."

„Aber das Kind, auf das sie ihre ganze Hoffnung, ihren ganzen Stolz setzt!"

„Gerade das Kind wird zuletzt das Band werden," versicherte der Bruder, „das sie nur fester und inniger an das neue Leben kettet. Sie wird einsehen lernen, daß sie für ihre Tochter ein glücklicheres Loos erwarten darf, als sie bis dahin für möglich hielt, und gerade ihr, bis jetzt in eine falsche Bahn geworfener Stolz wird und muß sie dem richtigen Wege entgegenlenken. Das aber, mein Georg, überlasse der Zeit, die wird dabei das Meiste wirken, und arbeite Du selber Dich nur wacker in den neuen Stand hinein. Die Frau macht mir, da wir sie einmal so weit haben, keine Sorgen mehr. Eines nur, was mich eher beunruhigt, ist, wie sich der Vater Deiner Frau und — der Knabe in dieses geregelte, ja steif bürgerliche Leben finden werden. Die Beiden mußt Du streng überwachen und darfst sie nicht aus den Augen lassen."

„Für den Alten ist nichts zu besorgen," sagte Georg, „er hat sogar der Tochter von Anfang an zugeredet, sich meinem Wunsche zu fügen, und ziemlich bei Jahren schon, fühlt er sich sehr zufrieden und glücklich, seine Zukunft gesichert zu sehen. Das Beispiel, das er an Vielen seines Standes im

Alter vor Augen gehabt, mag ihn gewitzigt haben, und ich kann mich, wie ich glaube, fest auf ihn verlassen. Nicht so sicher ist mir der junge Bursche, der Sohn seines einst verunglückten Bruders, von dem er sich aber unter keiner Bedingung trennen wollte. Es ist das der einzige weiche Zug in seinem sonst ziemlich schroffen Charakter: die Anhänglichkeit an den Knaben, und wenn ich selber im Anfange auch dagegen war, daß er uns begleiten sollte, sah ich mich endlich doch genöthigt, nachzugeben. Außerdem hat der Alte mir fest versprochen, ihn im Zaume zu halten, und einmal mit dem frühern Leben gebrochen, wollte ich die, welche doch nun einmal meine Verwandten sind, auch nicht länger dabei wissen. Ich selber hätte sonst nie Ruhe gehabt und immer fürchten müssen, daß sie mir — selbst in späterer Zeit — noch einmal Schimpf und Schande gebracht.“

„Du hast recht,“ sagte Wolf, „es ist besser, viel besser so, und für den Knaben wird sich, wenn er etwas Ordentliches gelernt hat, auch wohl schon eine Stellung finden lassen. Wir müssen aber vorsichtig mit ihm zu Werke gehen, daß er das alte Leben erst vergißt und selber Freude am Lernen findet. In Schildheim ist übrigens ein tüchtiger Lehrer, und es wird Deine Sorge sein,

ihn nach und nach heranzubilden und zu ziehen, damit das wilde Leben nicht wieder zum Ausbruche kommt, das doch wohl noch in ihm steckt. — Aber dort liegt das Forsthaus, Georg; erinnerst Du Dich noch des alten, mit Hirschgeweihen reich geschmückten Hauses, mit seinem spitzen Giebel und den Sprüchen über der Thür?"

„Jetzt, da es vor mir liegt," sagte Georg, „taucht es, wie aus alten Zeiten, vor meiner innern Seele auf, und mir ist, als ob mich ein Mann mit einem krausen Bart und einem grünen Rocke dort über den Plan trüge und mich auf seinem Rücken unter jener Linde reiten ließe."

„Das war der Forstwart!" rief Wolf, „derselbe Bursche, der dort, mit eisgrauem Haare jetzt, unter dem nämlichen Baume sitzt und den Schwanenhals scheuert, im Winter Füchse oder anderes Raubzeug damit zu fangen. Der Alte wird Dich aber nicht mehr wiedererkennen, und das ist auch ganz gut so, denn unter Deinem rechten Namen darfst und willst Du ja noch nicht erscheinen. Betrachte ihn für jetzt deßhalb nur als eine Reliquie aus der Jugendzeit, denn nur als solche ist er noch auf dem Posten, dem er, seines Alters und seiner wunderlichen Grillen wegen, kaum mehr vorstehen kann. Auch der alte Verwalter stammt

noch aus unserer Zeit — alle Andern sind neu, der Förster sogar erst seit drei Jahren auf dem Gute, so viel ich aber von dem Pachter gehört habe, ein treuer und zuverlässiger Mann. Dich, Georg, verweise ich nun hauptsächlich an den alten Verwalter. Der Mann hat vielleicht manche kleine Eigenheiten und hängt ein wenig an seinem altpreußischen System — ein Hauptgrund, weßhalb er mit dem letzten Pachter nicht sympathisiren konnte — sonst aber ist er treu wie Gold und aufrichtig und ehrlich, ohne sich je vorzudrängen. Den halte Dir warm; er ist dabei ein durchaus praktischer Oekonom, der den Boden und seine Behandlungsart hier aus dem Grunde kennt, und Du kannst Dich also in jeder Hinsicht auf ihn verlassen. Aber wir sind gemeldet — die Hunde schlagen an — ich werde Dich dem Förster als den neuen Pachter, Herrn von Geyfeln, vorstellen.“ Und seinen Arm aus dem des Bruders nehmend, schritt er mit ihm dem Försterhause zu.

Förster Alwart war eben vom Revier hereingekommen, und als die Hunde laut wurden, trat er, seine Büchse noch in der Hand in die Thür, zu sehen, was es gäbe. Als er die Herren erkannte, kam er ihnen, die Mütze abziehend, entgegen, und auch der alte Forstwart hatte seine

Arbeit ruhen lassen, ohne jedoch von seinem Sitze aufzustehen. Erst als sich die Männer der Stelle, wo er sich befand, näherten, erhob er sich langsam, seinen jungen Herrn zu begrüßen.

„Nun lieber Förster," sagte indessen der Graf zu dem Waidmann, „hier bringe ich Ihnen den neuen Pachter, Baron von Geyfeln, der das Gut übernehmen wird, und ich hoffe, daß Sie gut mitsammen auskommen werden. Der Baron versteht übrigens noch nicht viel von der Forstwirthschaft, wie er mir selbst gesagt hat, und bittet Sie durch mich, ihm da mit Rath und That an die Hand zu gehen, das Nöthige kennen zu lernen. Ich glaube, daß ich mich dabei auf Sie verlassen kann."

„Herr Graf," sagte der Jäger, „es wird mir eine Ehre sein, dem Herrn Baron in Allem Auskunft zu geben, was ich selber weiß, und daß ich mein Bestes thun werde..."

„Davon bin ich überzeugt — ah, unser alter Forstwart! — Nun, Barthold, wie geht's? Noch immer munter und rüstig, seit wir uns nicht gesehen?"

„Zu Befehl, Herr Graf," erwiederte der Forstwart, der aufgestanden war und seine Mütze abgenommen hatte, jetzt aber, während er mit dem

Grafen sprach, den Blick fest auf seinem Begleiter haften ließ und nur manchmal von ihm hinüber zu dem Grafen sah; „es geht noch immer, so wie's eben geht. Besser natürlich nicht, mit den Jahren, und man muß nur Gott danken, wenn's eben nicht schlechter wird. Nur der Wald bleibt jung — ich kenn' ihn seit meiner Jugendzeit, und er ist seitdem wohl fester und stämmiger geworden, aber älter — beileibe nicht."

„Ja, ja, mein alter guter Barthold," sagte der Graf, „jünger werden wir Alle nicht — wie alt seid Ihr?"

„Fünfundsiebenzig, im letzten Wonnemond."

„Ein schönes Alter."

„Halten zu Gnaden, Herr Graf, ein hohes Alter ist's wohl, aber kein schönes. — Fünfundzwanzig, denk' ich, war doch mein schönstes — vielleicht ist's noch länger her, aber ich habe die Zeit nun auch bald vergessen."

„Und wie steht's mit den Wilderern und Holzfrevlern, Barthold?"

„I nun, Herr Graf," lächelte der Alte schlau vor sich hin, „so viel ich weiß, befinden die sich wohl."

„So?" lachte der Rittmeister, „also es geht ihnen gut hier?"

„Das wollte ich doch nicht damit sagen,“ meinte der Alte, und aus seinen kleinen grauen Augen blitzte ein eigenes Feuer. „Wir hier haben auch lange nichts von ihnen gesehen, aber auf den Nachbargütern kehren sie manchmal ein, und ist mir nie zu Ohren gekommen, daß dort Einem ein Schaden geschehen wäre. Den Holzlesern thun wir natürlich nichts. Die armen Leute brauchen im Winter auch das Bißchen Holz, und draußen verfault's doch.“

„Das ist auch nicht mein Wille,“ sagte freundlich der Graf. „Und wie ist's mit dem Wildstand, Förster, schreien die Hirsche noch?“

„Brav,“ erwiederte der Waidmann; „da wir wußten, daß der Herr Graf selber herkämen, ist auch noch keiner das Jahr geschossen worden.“

„Vortrefflich; wenn wir Zeit haben, werden wir da nächstens einmal hinausgehen. Geyfeln, Sie sind doch Jäger?“

„Leidenschaftlich, aber ein besserer Jäger wohl als Schütze.“

„Das lernt sich Alles, und das vielleicht am Leichtesten; unsere Jagd ist hier nicht schlecht. Aber da seh' ich unsere Pferde. Adieu Förster, adieu Barthold; ich werde es Euch sagen lassen, wenn wir herauskommen; oder noch besser, kommt mor=

gen Abend einmal hinauf auf's Schloß — ich habe so noch Manches mit Euch zu bereden."

Und mit den Worten grüßte er die beiden Forstleute, und wieder zu Pferde, sprengten die Reiter auf das Gut zurück.

Der Forstwart war neben dem Förster stehen geblieben und sah ihnen nach, so lange er sie zwischen den stattlichen Eichenstämmen mit den Augen verfolgen konnte. Erst als sie hinter den Büschen des Unterholzes verschwunden waren, wandte er sich kopfschüttelnd ab und wollte eben wieder an seine vorher verlassene Arbeit gehen.

„Nun Forstwart, Ihr schüttelt mit dem Kopfe," meinte da der Förster, „gefällt Euch der fremde Pachter nicht?"

„Doch, Förster," erwiederte der Alte, „sehr gefällt er mir, aber es kommt mir fast so vor, als ob es kein ganz Fremder wäre."

„Nicht? — Kennt Ihr ihn von früher her?"

„Nein, Förster — ich habe sein Gesicht wohl nie gesehen, und doch kommt es mir so wunderbar bekannt und freundlich vor. — Wenn ich nicht wüßte, daß..."

„Was?"

„Oh, nichts — ist so eine alte Idee von mir. Man bekommt auch so viele Leute im Leben zu

sehen, bis Einem die verschiedenen Gesichter zuletzt im Gedächtniß durch einander laufen. Nachher kann man sie nicht wieder auseinander herausfinden. Ich werde schon recht alt, Förster."

„Na, Ihr könnt noch immer eine Weile mit herumlaufen," lachte der Förster gutmüthig. „Mein Vater ist neunzig alt und noch so frisch auf den Beinen, als ob er kaum sechzig zählte."

„Wie Gott will," seufzte der alte Mann, ging zu seinem Sitz unter der Linde und nahm den Schwanenhals wieder auf, an dem er fortscheuerte, das Eisen blank und rostfrei zu bekommen. Leise vor sich hin summte er dazu ein altes Lied, und manchmal sprach er auch mit sich selber, aber immer nur halblaut, daß es kein Anderer verstehen konnte, und dazu nickte er zuweilen mit dem Kopfe.

Endlich war er fertig, ging in ein kleines Seitengebäude, in dem sein Zimmer lag, hing dort den Schwanenhals auf, nahm dafür seine alte einfache Flinte von der Wand, und schlenderte dann langsam, ohne sich um das für ihn bereit gehaltene Frühstück zu bekümmern, in den Wald hinein.

12.

Auf Schloß Schildheim wurde jetzt ein Doppelleben geführt. Aeußerlich schien es, als ob nicht das geringste Außergewöhnliche vorginge. Was an Feldfrüchten noch draußen war, wurde nach und nach eingefahren. Die Knechte ritten Morgens zum Ackern hinaus und kamen zum Mittagessen wieder heim — auf zwei Tennen wurde sogar schon gedroschen, um das junge Korn, das heuer noch einen guten Preis hatte, bald auf den Markt zu bringen. Wie die Welt draußen keinen Stillstand kennt, welchem Wechsel auch ihre einzelnen Theile unterworfen sein mögen, so ging das Wesen hier auch ruhig und ununterbrochen fort, welche wichtige Veränderung auch in der innern Verwaltung vorgehen mochte.

Das Dienstpersonal berührte das Alles nicht; das schaffte und arbeitete unverdrossen weiter, denn der Lohn ging fort, die Arbeit mußte gethan wer-

den, unter wessen Leitung das Ganze auch stand, wer auch die Zügel in die Hände nahm. „Der König ist todt! Es lebe der König!“ Das alte Machtwort, wie dort im Großen, so hier im Kleinen übte es seine alte Kraft und Eigenschaft, und als am Abend des zweiten Tages der frühere Pachter sich in seinen Wagen setzte, die Leute grüßte und zum Thor hinausfuhr, hörten die Drescher einen Augenblick mit Dreschen auf und sahen ihm nach; als aber der Wagen um die Biegung verschwand, fielen die Flegel wieder klappernd im Takt ein, und der ganze Epilog, der ihm auf der Tenne gehalten wurde, war: „Glückliche Reise, Herr Pachter — bin jetzt nur neugierig, wie der neue einschlägt.“

Die ersten Tage vergingen so in dem Einrichten des neuen Pachters, und selbst Frau von Geyfeln — wie sich Georgine gar nicht ungern nennen hörte; war es doch nur eine neue Rolle, die sie spielte — fand Unterhaltung darin, sich von der alten Wirthschafterin, die gar geschäftig in den weitläufigen Gebäuden hin- und herfuhr, in die Geheimnisse einer ländlichen Haushaltung einweihen zu lassen. Sie war dabei klug genug, der Frau zu verheimlichen, daß sie noch gar nichts von solchem Wirthschaftswesen verstand, und bei

ihr vollkommen fremden Sachen fragte sie erst auf weiten Umwegen vorsichtig herum, bis sie zum Ziele kam und erfuhr, was sie eben wissen wollte.

Frau Sibylle fühlte sich dabei außerordentlich geschmeichelt über das herablassende Benehmen der gnädigen Frau, die sich natürlich nur informiren wollte, wie die Sachen hier in ihrer Gegend gemacht und vorgenommen würden; denn jedenfalls hatten sie es bei ihr zu Hause ganz anders, nur lange nicht so gut und zweckmäßig betrieben. Die Wirthschafterin wollte sie auch überhaupt sehen, die so gute Käse machte wie sie, die solch' fette Butter lieferte, deren Kühe so fette Milch gäben, und was das Trocknen von Obst, das Räuchern von Fleisch, das Einmachen von Kraut und Gurken betraf, da suchte sie ihren Meister. — Und wie vornehm sah die neue Frau Pachterin dabei aus! was für feine Hände hatte sie, und wie lief sie mit den blankgewichsten, papierdünnen Schühchen so keck mit durch alle Ställe und in Milch- und Käsekammern, auf Rauch- und Trockenböden! und kannte sie nicht schon am ersten Abend fast alle Kühe bei Namen, nach der Reihe her? Selbst in den Pferdestall, obgleich sie da eigentlich nicht hingehörte, war sie gleich am ersten Morgen gegangen und hatte gefragt, wie die

Thiere behandelt würden und wie viel Futter sie bekämen — und vor den Pferden fürchtete sie sich nicht so viel!

Georg indessen, der, wenn auch mit stiller, doch inniger Freude dem wirthschaftlichen Leben seiner Frau aus der Ferne zusah, hatte selber alle Hände voll zu thun, die kurze Zeit zu benutzen, die sein Bruder noch bei ihnen auf dem Gute zubringen konnte, um so viel wie möglich von dem Verwaltungswesen eines solchen Gutes zu lernen. Die Zeit war doch so kurz und gar so Mancherlei dabei zu erfragen, was sich durch Erfahrung gewöhnlich nur mit Schaden lernen läßt. Aber er hatte den festen, männlichen Willen, sich in dieses neue Leben einzuarbeiten, und Wolf war unermüdlich, ihm, was er selber darüber wußte, mitzutheilen.

Der Einzige, der, wenn auch nicht theilnahmlos, doch vollkommen unthätig dem ganzen Treiben und Schaffen zusah und Alles ruhig an sich vorübergleiten ließ, war der Alte — Georginens Vater, der unter seinem wirklichen Namen Mühler eingeführt war, und auch keine weitere Auszeichnung beanspruchte, als daß man ihn eben zufrieden ließ. Er glich dabei einem Manne, der nach harter Anstrengung und Arbeit längere Ferien angetreten und vor der Hand auch weiter keinen Zweck hatte,

als sich recht ordentlich und gründlich auszuruhen. Er schlief gewöhnlich bis Morgens acht oder neun Uhr, frühstückte dann mit den Kindern auf seinem Zimmer, machte einen Spaziergang mit ihnen nach dem Walde zu, kam Mittags wieder nach Hause, aß sehr stark und verträumte dann seinen Nachmittag in ähnlicher Weise, wie er den Vormittag durchgebracht hatte.

Georg sah nun wohl ein, daß dieses Nichtsthun auf die Länge der Zeit nicht ausführbar sein würde und einer, wenn auch geringen, doch festen Thätigkeit weichen müsse. Für jetzt ließ er den Alten aber gewähren, eines Theils, weil er zu viel zu thun hatte, sich mit ihm abzugeben, andern Theils, weil er hoffte, daß sein Schwiegervater endlich selber zu ihm kommen würde, ihn um irgend eine Beschäftigung zu bitten. Selber an Thätigkeit gewöhnt, hielt er es nicht für möglich, daß sich irgend ein Mensch an einem solchen Leben lange freuen könne.

Die Kinder befanden sich jedenfalls am Wohlsten; denn ganz ungewohnt, so wie hier in der freien, schönen Natur zu schwelgen, mit dem grünen Rasen unter, den breitästigen Bäumen über sich, sangen und hüpften sie mit den Vögeln draußen um die Wette und schienen am Rascheften das

früher geführte Leben vergessen zu wollen. Nur die eine Angst hatte Georg, daß sie auch am Leichtesten und Unbefangensten ihren frühern Stand ausplaudern würden, und obgleich ihnen, selbst von der Mutter, auf das Strengste eingeschärft war, mit Niemandem, wer es auch sei, darüber zu sprechen, erhielt der alte Mühler noch besonders den Auftrag, darüber zu wachen, daß dieses Verbot nicht übertreten würde — und daß es ein nothwendiges sei, wußte er am Besten.

Wolf von Geyerstein, mit dem Charakter von Georg's Frau jetzt genau bekannt, fühlte, daß ihr, besonders in der ersten Zeit, in diesem einförmigen Leben auch etwas geboten werden mußte, sie zu unterhalten, und beschloß, ehe er wieder in die Residenz zurückkehrte, sie bei einigen der Nachbarn, mit denen er selber befreundet war, einzuführen. Daß sie diesen gefallen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick, und einmal in bessere Gesellschaft gebracht, als sie bisher gekannt hatte, ließ es sich auch denken, daß ihr Stolz darin Befriedigung und sie sich selber, wenn auch nicht glücklich, doch zufrieden fühlen würde.

Damit verging wieder eine Woche, und Georg und Georgine wurden überall, schon in Rücksicht auf den allgemein beliebten Grafen, mit offenen

Armen empfangen, ja, für den Winter die verschiedensten Pläne entworfen, wie man häufiger zusammenkommen, geselliger leben wolle.

Graf von Geyerstein fühlte damit eine große Last von seiner Seele genommen, denn er hatte jetzt die feste Hoffnung, daß der Bruder von Seiten seiner Frau keinen so harten Widerstand mehr würde zu bekämpfen haben, — und erst einmal ein halbes Jahr nur hinter sich, und das Schwierigste war überwunden. Ein besonders drückendes Gefühl blieb es ihm nur in dieser ganzen Zeit, und zwar weniger in Gegenwart von Fremden, als der Georginens, gegen den Bruder kälter zu scheinen, als sein Herz sprach, ja, ihn als einen Fremden zu behandeln. Der durch ihr Mißtrauen scharfsichtigen Frau war dabei der Zwang nicht entgangen, den er sich augenscheinlich anthat. Vergebens hatte sie aber bis jetzt durch Anspielungen versucht, ihn zum Reden zu bringen. Sie fühlte, daß die beiden Männer ein Geheimniß vor ihr hatten, und that, wenn auch ohne Erfolg, ihr Möglichstes, dieses zu lüften.

Graf Geyerstein mußte nach Schwerin, um die Papiere des jetzigen Barons von Geyfeln, die er durch seinen Einfluß in *** erhalten hatte, dort vorzulegen. Dadurch entzog er ihn allen

weiteren Umständen und beugte möglicherweise daraus entstehenden Schwierigkeiten vor.

Es giebt nun einmal in unserem gar künstlich eingerichteten Staate eine Menge von Formalitäten, die beachtet sein wollen, die sich aber, wo ihnen irgend ein Einfluß entgegentritt, auch immer sehr leicht als bloße Formalitäten behandeln lassen — man muß nur eben wissen, wie man es anzugreifen hat. Graf Geyerstein war auch dazu der richtige Mann; er hatte in der Residenz Verbindungen genug, sich das zu erleichtern, und wußte, daß nur eben seine Gegenwart dort nöthig war, die Sache rasch und mit günstigem Erfolg zu beseitigen. Er kannte aber auch den Zeitverlust, der bei allen mit den Gerichten zu verhandelnden Gegenständen unausbleiblich war, und durfte deßhalb nicht zu lange säumen, um seinen Urlaub nicht zu überschreiten. Von Schwerin aus wollte er dann direct nach Hause zurückkehren.

Es war der letzte Abend, den er bei ihnen in der breiten, geräumigen Stube saß, in deren Ofen schon, der vorgerückten Jahreszeit wegen, ein lustiges Feuer knisterte. Das Wetter draußen hatte sich kalt und unfreundlich gestaltet, der Regen schlug an die Fenster, und der Wind heulte draußen durch die Wipfel der alten Linden und warf

die schwanken Pappeln in seinem tollen Spiele herüber und hinüber.

An dem heutigen Tage war eine von dem Grafen verschriebene Erzieherin — eine junge Französin aus guter Familie — eingetroffen, die von jetzt an Josephinens Ausbildung übernehmen sollte. Georgine hatte vorher nichts davon gewußt und war damit, aber nicht unangenehm, überrascht worden, denn an dem Kinde hing ihr ganzes Herz. Klug genug, dabei einzusehen, daß Josephine nicht zu viel lernen könne, fürchtete sie aber doch auch wieder, daß dies am Ende ein neues Band werden könne, sie an dieses ruhige Leben zu fesseln und ihren eigenen Hoffnungen und Plänen zu entziehen. Aber ein Kind des Augenblicks, wie sie es ihr ganzes Leben gewesen, tröstete sie sich auch hierin mit der Gegenwart. Sie selber wollte erst sehen und prüfen, und das Andere fand sich von selber früh genug.

Josephine war mit ihrer neuen Erzieherin in das ihnen angewiesene Zimmer, der alte Mühler mit dem Knaben auf seine Stube gegangen, — doch hatte der Rittmeister auch für diesen schon gesorgt und mit seinem Bruder Rücksprache genommen, daß er in nächster Zeit der ausschließlichen und für ihn nicht wohlthätigen Gesellschaft

des alten Mannes entzogen werden solle. Nur allmählich durfte das geschehen, um Georginen in ihrem Vater nicht zu sehr zu kränken.

Das Essen war abgeräumt, die beiden Männer arbeiteten noch mit dem Verwalter zusammen, das Nöthigste für die nächste Zeit zu besprechen und festzustellen, und Georgine lehnte auf dem Sopha und las — hatte wenigstens ein Buch in der Hand, denn ihre Augen flogen immer und immer wieder nach der Gestalt des Grafen hinüber, der in einem einfach grauen, aber militairisch zugeschnittenen Rocke neben ihrem Gatten saß und mit ihm die Wirthschaftsbücher durchging.

Endlich war Alles besorgt, der Verwalter empfahl sich, die Bücher wurden weggelegt — es mußte schon elf Uhr sein — und Graf Geyerstein erhob sich ebenfalls, um sein Lager aufzusuchen.

„Unser trockenes Gespräch und Geschäft wird Sie gelangweilt haben," sagte er, als er zu Georginen trat, ihr gute Nacht zu bieten — „aber morgen sind Sie dessen enthoben, und Ihr Gatte wird schon Alles thun, was in seinen Kräften steht, Ihnen das Leben hier angenehm und lieb zu machen."

„Herr Graf," sagte das schöne Weib, indem

sie aufstand und ihm entgegentrat, „ich bin schon einmal von Ihnen mit einer Bitte abgewiesen worden, aber jetzt weichen Sie mir nicht mehr aus. Fremde Ohren hören uns nicht, also beantworten Sie mir wahr und offen nur die eine Frage: Wem verdanken wir den Antheil, den Sie uns gezeigt?"

„Madame..."

„Halten Sie es nicht für leere Neugierde," fuhr die Frau fast bewegt fort, „es ist mehr als das. Sie haben sich uns mit einer Aufopferung gewidmet, die für einen Fremden unerklärlich ist. Sie sorgen für unser Wohl, wie kaum ein Bruder für uns sorgen könnte — Sie denken auf das Kleinste, wie auf das Größte, Sie müssen sogar Bertrand mit Geldmitteln unterstützt haben, er wäre sonst nicht im Stande, trotz dem, was uns noch von dem Verkauf der Pferde geblieben, und was ich genau taxiren kann, ein solches Anwesen, wie dieses, auf dem wir uns jetzt befinden, zu übernehmen und so dabei zu leben, wie Sie es für uns in Absicht zu haben scheinen. Daß dem Allem ein Geheimniß zu Grunde liegt, haben Sie mir schon dadurch zugestanden — daß Georg ein Anderer ist, als er sich mir gezeigt. Sie mußten mir so viel eingestehen, denn Sie fühlten, daß es

zu unwahrscheinlich bleiben würde, den Grafen als einfachen Freund und Protector des Seiltänzers hinzustellen — auch unser Namenswechsel zeigt das an. Aber selbst dieser ist noch darauf berechnet, mich irre zu führen — vollenden Sie deßhalb — behandeln Sie mich nicht länger als eine Fremde — lassen Sie mich wissen, wem wir diese Aufopferung verdanken — welches der wahre Name und Rang meines Mannes ist, und ich werde dann Alles, was in meinen Kräften steht, thun, Sie zu unterstützen. Verweigern Sie mir aber meine Bitte — wollen Sie mich als eine Fremde betrachtet wissen, so — könnte ich mich an nichts gebunden halten."

„Georgine," sagte Georg mit leisem Vorwurf im Ton, „ist es recht, daß Du in den Mann, den Du selber unsern Wohlthäter nennst, mit solchen Fragen dringst?"

„Wohlthäter?" rief das schöne Weib, sich stolz emporrichtend, „den Namen leugne ich. Der Wohlthaten waren wir nie bedürftig, sind es noch nicht, denn frei wie der Vogel in der Luft zogen wir unsere Straße, erwarben, was wir gebrauchten, ja, mehr als das, und durften Niemandem dafür danken, als unserer eigenen Kraft. Das auch ist es allein, was mir jetzt am Leben zehrt, daß ich

nicht mehr mein eigen Brod verdienen soll, daß ich dem Manne — daß ich einem Fremden dafür danken muß."

„Nicht doch, gnädige Frau," sagte der Graf ernst, „so viel wie je werden Sie jetzt dazu beitragen müssen, Ihr Brod, wie Sie es nennen, zu verdienen. Bei einer solchen Wirthschaft ist nicht allein der Mann, der draußen die Felder baut, der Ernährer und Erhalter, sondern eben so viel die Frau, die daheim den Viehstand überwacht, das ganze innere Hauswesen besorgt und in Ordnung hält. Glauben Sie mir, daß bei einem solchen Gute fast mehr von der Tüchtigkeit der Frau, als von der des Mannes abhängt, und haben Sie auch noch in diesem Augenblicke nicht alle dazu nöthigen Kenntnisse, so wird es Ihnen, mit nur einigem guten Willen, nicht schwer fallen, sich die anzueignen."

„Und weßhalb nennen Sie mich „gnädige Frau?" — Wir sind hier unter uns, und Sie wissen, daß mir der Titel nicht gebührt."

Graf Geyerstein hatte mit sich geschwankt. Auf die erste, fast herzliche Anrede der Frau war er — uneinig mit sich, ob es zum Guten oder Bösen führen könne — schon fast geneigt gewesen, Georginen, gegen seine frühere Absicht, in sein Ge-

heimniß einzuweihen. Ihre letzte, halbversteckte Drohung, ihr zorniges Auffahren jedoch zerstörte den guten Eindruck wieder, den ihre ersten Worte gemacht. Wer bürgte ihm dafür, daß die Frau nicht doch über kurz oder lang — und wenn sie wußte, wer ihr Gatte war — zu dem alten liebgewonnenen Leben zurückkehren könne, und dann war ihrem leichtfertigen Gutdünken das Geheimniß eines edlen Hauses unwiederbringlich anvertraut. So viel aber fühlte er, etwas mußte ihr jetzt geboten werden, sie wenigstens vor der Hand zufrieden zu stellen, denn sie durfte nicht gereizt und zum Aeußersten getrieben werden. Mit ruhiger Stimme sagte er deßhalb: „Im Gegentheil, gnädige Frau, ich weiß, daß er Ihnen gebührt, Sie haben recht; ich kenne Ihren Gatten von früheren Zeiten her. Wir waren, wie ich Ihnen schon gesagt, Jugendfreunde, ich kenne seine Familie, und weiß, wie unglücklich sich diese fühlen würde, ihn in eine Laufbahn geworfen zu sehen, die — Sie mögen dafür noch so sehr eingenommen sein — seinem Stande nicht entspricht. Ich selber versichere Ihnen aber jetzt, ich handle in dem, was ich scheinbar für Sie thue, nicht in meinem Namen allein, sondern in dem seiner Familie, in die Sie selber einst aufgenommen werden können

— wenn Sie Ihr früheres Leben eben vergessen wollen. Denken Sie dabei an Ihr Kind — denken Sie, welchen verschiedenen Rang Josephine einst im Leben einnehmen wird, als Baronesse und als Kunstreiterin. Denken Sie daran, daß Sie jetzt noch im Stande sind, durch Fleiß und Sparsamkeit ihr auch die Mittel dazu zu verschaffen, und ich bin überzeugt, Sie werden Ihre neuen Verhältnisse im Leben nicht allein mit anderen Augen ansehen, sondern Ihrem Gatten auch danken, der Muth und Selbstbeherrschung genug hatte, einem augenblicklichen und doch nur sehr zweifelhaften Ruhme zu entsagen, um in stiller Zurückgezogenheit für Sie und sein Kind zu wirken, und sich später mit seiner Familie wieder auszusöhnen."

„Und seine Familie heißt in der That Geyfeln?" fragte Georgine gespannt.

„Ihr Gatte heißt Georg von Geyfeln," erwiderte ernst der Graf, „und ich bin fest überzeugt, daß es Ihnen genügen wird, wenn Sie wissen, daß er Titel und Namen mit Recht führt."

„Und wenn es mir nicht genügte?" sagte Georgine.

„Es wird Dir genügen," erwiderte hier, an des Grafen Stelle, Georg mit finsterem Blicke.

„Herr Graf, verzeihen Sie der tollen Neugierde einer Frau, die bis jetzt nur zu sehr gewohnt war, ihren eigenen Launen und Neigungen zu folgen. Aber ihr Herz ist gut und ihr Verstand klar; sie wird in kurzer Zeit einsehen lernen, wie thöricht sie gehandelt hat, auf so kindische Weise in Sie zu dringen. Es ist spät, lassen Sie uns zur Ruhe gehen, denn Sie müssen morgen früh aufbrechen, um den Ort Ihrer Bestimmung zu erreichen. Daß ich Ihnen dann bald recht gute und erfreuliche Nachrichten über uns Alle geben kann, ist mein heißer Wunsch, meine feste Hoffnung.“

„Und hoffen Sie das auch, gnädige Frau?“

„Ja,“ sagte Georgine, ihre Rechte in die dargebotene Hand des Grafen legend — es war das erste Mal, daß er sie ihr bot — „ich will sehen, ob ich mich, wie mein Mann hofft, bessern kann; sonst verspreche ich vor der Hand noch nichts.“

„Auf gute Besserung denn,“ lächelte der Graf, hob die Hand Georginens leise an seine Lippen und verließ, nach einem herzlichen Händedruck Georg's, rasch das Zimmer.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner:

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Lex. 8. 1 starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. gebunden mit vergold. Deckenverzierungen 4 Thlr. 10 Ngr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. 2. Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyrisch-epische Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausgabe. broch. 1⅓ Thlr. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 16 Ngr.

Burow, Julie, (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Er-

ziehung der Töchter in Haus und Schule. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung:) Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an der höhern Handelsakademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung:) Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. broch. 27 Ngr.

Burow, Julie, (Frau Pfannenschmidt). Aus dem Frauenleben. Zweite Auflage der Novellen. 8. 2 Bde. broch. 2½ Thlr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Theod. Hosemann und Karl Reinhardt. 8. 6 Bde. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 8. 3 Bde. broch. 3⅚ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 8. 4 Bde. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4 1/4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 1/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 Thlr.

Guseck, Bernd v., Girandola. Novellen. 4 Bde. Zweite Auflage. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 8. 2 Bde. broch. 2 3/4 Thlr.

Gundling, Jul., Deutsche Hiebe. Oesterr. und Preuß. Soldatengeschichten. 2 Bde. 8. broch. 1 1/2 Thlr.

Burton und Speke's Reisen in Arabien und Ost-Afrika. Nach den neuesten Entdeckungen bearbeitet von Dr. Karl Andree. Mit 8 Tonbildern und sehr zahlreichen eingedruckten Holzschnitten. Nebst einer Karte von Afrika. 2 Bde. Preis pro Band circa 2 2/3 Thlr.

Heine, Wilh., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regie-

rung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. Lex.-8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore C. Ringgold und Commodore J. Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten, Portraits ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geogr. artist. Anstalt. Lex.-8. 3 Bde. broch. 9¾ Thlr.

Heine, Wilh., Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. Zweite Auflage. 8. broch. 1¼ Thlr.

Heine, Wilh., Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten. gr. 8. broch. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hamilton, Anthony Graf, (Supplement zu Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England.) Memoiren des Grafen Grammont. Der englische Hof unter Karl dem Zweiten. In deutscher Uebertragung nebst geschichtlichen Erläuterungen nach englischen Quellen. Octav-Ausgabe. broch. 1⅓ Thlr. Sedez-Ausgabe. broch. 1 Thlr.

Horn, Uffo, Aus drei Jahrhunderten. 1690.

1756. 1844. Historische Novellen. Zweite veränderte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 1/2 Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Livingstone, Dr. David, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von Dr. H. Lotze. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten, 2 Karten und 1 Portrait. gr. 8. 2 Bde. broch. 5 1/3 Thlr.

Mökern, Philipp van, Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. Deutsche Original-Ausgabe. gr. 8. 2 Bde. broch. 4 1/4 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerikas bis zum Hochplateau von Neu-Mexico. Mit 12 vom Verf. aufgenommenen Landschaften und Abbildungen in Farbendruck. 2 starke Bde. Lex. 8. broch. 6 Thlr. 24 Ngr.

1756. 1844. Historische Novellen. Zweite veränderte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 1/2 Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Livingstone, Dr. David, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von Dr. H. Lotze. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten, 2 Karten und 1 Portrait. gr. 8. 2 Bde. broch. 5 1/3 Thlr.

Mökern, Philipp van, Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. Deutsche Original-Ausgabe. gr. 8. 2 Bde. broch. 4 1/4 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerikas bis zum Hochplateau von Neu-Mexico. Mit 12 vom Verf. aufgenommenen Landschaften und Abbildungen in Farbendruck. 2 starke Bde. Lex. 8. broch. 6 Thlr. 24 Ngr.